Phys. sp.
563
n
Fiche

p. Rhode, J.g.,

n

Fiche

Ueber den Anfang unserer Geschichte und die letzte Revolution der Erde,

als wahrscheinliche Wirkung eines Kometen.

Von

J. G. Rhode.

Breslau, 1819.

Bei Wilibald August Holäufer.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Diese wenigen Blätter enthalten in gedrängter Kürze die Resultate mühsamer Untersuchungen. Die Mängel und Lücken derselben hab' ich nicht verschwiegen und gebe was Hypothese ist, auch nur als Hypothese. Nur wünsche ich daß Alterthumsforscher das, was hier — abgesehen von allen Hypothesen — über die Wanderungen der asiatischen Urvölker, die Verwandschaft ihrer Religion wie ihrer Sprachen und die Bildung derselben, in kurzen Zügen gesagt worden ist, ihrer Prüfung und weitern Untersuchung nicht unwerth finden mögen. Was die bis jetzt mir bekannten Quellen über die Religion und Geschichte der Brahminen, Parsen, Buddhisten, Lamaiten u. s. w. darbiethen, ist treulich benutzt, wenn auch nicht überall die Quellen angeführt sind, welches dem Zweck dieser Blätter gemäß, nur da geschehen ist, wo es nothwendig war.

Auf der Stufe welche jetzt unsere Kenntniß des gesammten Alterthums erreicht hat,

sieht jeder Forscher sich nach einem festen Standpunkt um, von wo aus er das unübersehbare Feld seiner Forschung schauen, und die ihm sichtbar werdenden Gegenstände nach Zwek und Regel ordnen kann. Ein Theil der Forscher glaubt diesen Standpunkt bei einer philosophischen Ansicht gefunden zu haben, welche am Allgemeinen sich haltend, das Besondre verschmähend, das gesammte Alterthum zusammenschmilzt, und mit Umgehung alles Geschichtlichen, dem Einzelnen leicht und unterschiebt, was aus dem Ganzen abgeleitet werden kann. Nach meiner Ansicht kann und darf jener Standpunkt nur auf einer historischen Grundlage ruhen, welche vor allen Dingen, wenn es irgend möglich, festgestellt werden muß. Aus diesem Gesichtspunkt bitt' ich diese Blätter zu beurtheilen, deren Zweck sich wissenschaftlich bewähren wird, wenn auch, was hier als geschichtlich behauptet oder gemuthmaßt wird, sich durch fortgesetzte Untersuchungen noch anders gestallten sollte.

Breslau den 12. Juli 1819.

Der Verfasser.

Wenn wir die ältesten mythischen und geschichtlichen Sagen der Völker des höchsten Alterthums zusammenstellen, um zu versuchen ob sich aus ihnen nicht einige, allen gemeinsame, allen zum Grunde liegende Thatsachen herleiten lassen: zeigt sich bald, daß man eigentlich bei jedem Volke zwei aufwärts steigende, nicht immer in paralleler Richtung hinlaufende Linien vor sich sieht, welche oft in ganz verschiedenen Punkten endigen. Auf der einen entfaltet sich mit immer wachsender Deutlichkeit die wahre Geschichte des Volks; auf der andern bildet sich in einer Reihe von Mythen seine Religion, und mit dieser zugleich eine mythische Geschichte. Der Anfangspunkt der ersten Linie verliert sich gewöhnlich in der noch aufwärts laufenden zweiten; daher erlischt die Geschichte immer mehr, je näher man jenem Punkte kommt, und ihr wahres Wesen, das *Wissen*, geht nach und nach über in *religiösen Glauben*. Mit der ersten Thatsache welche erzählt wird wie sie sich wirklich begab, tritt die Geschichte ins Leben; alles was darüber hinaus liegt nnd auf Geschichte gedeutet wird, gehört in das Land der Hypothesen.

Wie wichtig für das Studium des Alterthums überhaupt müßte es sein, wenn in den alten Sagen auch nur eines der Hauptvölker, der wahrscheinlich erste Geschichtspunkt ausgemittelt werden könnte: wenn man wüßte wo und womit, die wirkliche Geschichte eigentlich anfange? Man wird vielleicht bei diesen zwei Fragen: Wo? und Womit? die dritte, das Wann? vermissen: allein ich habe sie absichtlich übergangen. Wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß durch die Zeitrechnung erst Ordnung und Zusammenhang in die Geschichte gebracht wird, so ist doch die Behauptung: daß Kenntnisse von geschehenen Dingen gar keinen oder nur geringen Werth hätten, wenn keine Zeitbestimmung dabei statt fände, sehr einseitig. Man kann die Geschichte in eine chronologische und vorchronologische eintheilen, und muß dann allerdings der erstern den Rang zugestehn; aber auch die zweite hat ihren Werth. Jede Thatsache hat geschichtlich einen doppelten Werth; einmal an sich, nach ihrer Beziehung auf die Geschichte überhaupt, und dann nach der Stellung welche sie zwischen einem Vorhergehenden und Nachfolgenden einnimmt. Dieser letzte Werth geht in einer vorchronologischen Geschichte größtentheils verlohren; der erstere bleibt. So möchte schwerlich jemals genau ausgemittelt werden können zu welcher Zeit eigentlich Zoroaster lebte, er gehört der vorchronologischen Geschichte an. Dennoch ist die Kenntniß daß er

lebte und wo er lebte; daß er lehrte und was er lehrte, für die Alterthumskunde wie für die wirkliche Geschichte, von großer Wichtigkeit.

Wenn die Chronologie nun auch umgangen wird — und wer möchte im Ernst sie in jenen Zeiten des Anfangs schon suchen wollen? — immer bleibt die Beantwortung der oben aufgeworfenen Fragen mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten verknüpft; und doch scheint die jetzige Lage der Alterthumsforschung nähere Bestimmungen hier zum Bedürfniß zu machen. Wir wollen versuchen was aus den Mythen und Sagen welche das Alterthum uns überliefert hat, wie aus naturwissenschaftlicheu Gründen sich für diesen Zweck ergiebt. Freilich werden wir dabei in eine Stellung gerathen, wo nur ein Fuß auf historischem Boden, der andere auf einer Hypothese ruhen möchte — doch diese Hypothese hat eine hohe Wahrscheinlichkeit für sich.

Verfolgt man die Linie der Geschichte bei einzelnen Völkern, so ist klar: daß sie bei einem Volk höher hinauf reicht, als bei andern, und zwar so, daß die Mythe des einen den geschichtlichen Anfängen des andern gegenüber steht; ja bei einem und demselben Volke reicht oft die geschichtliche Andeutung höher hinauf als manche Mythe desselben, oder fällt damit zusammen. Hier lassen sich nun Vergleichungen anstellen, zwischen dem Geschichtlichen und Mythischen, und eins läßt dann oft durch das andere

sich deuten. Aber so wahrscheinlich eine, der Mythe abgeborgte geschichtliche Deutung auch immer sein mag, nie vergesse man, daß doch nur von einer wahrscheinlichen Hypothese die Rede sein kann.

Dies vorausgeschickt, wag' ich es hier einige Resultate meiner Forschungen über den Anfang unsrer Geschichte mitzutheilen. Niemand kennt das Gewagte und Lückenhafte dieses Versuchs besser als ich selbst; auch hab' ich keinen andern Zweck bei der Mittheilung desselben, als andere Forscher dadurch aufmerksam auf manche bis jetzt ganz übersehene Überlieferung zu machen.

Erstes Resultat.

Die Geschichte der Menschen beginnt mit der letzten großen Revolution der Erde, und zwar so, daß ihnen mit der Erinnerung derselben auch noch die Erinnerung einer frühern Zeit blieb.

Daß unsere Erde schon mehre große Revolutionen, d. i. gewaltsame Umbildungen ihrer Oberfläche und Veränderungen ihrer klimatischen Verhältnisse erlitten hat, kann keinem Zweifel erliegen. Bis zu der letzten Umbildung, wenigstens des größten Theils ihrer Oberfläche und einer großen Veränderung ihrer klimatischen Verhältnisse, steigt die Geschichte, und die Erinnerung noch über dieselbe hinauf. Wir müssen dabei aber die mythischen

Beschreibungen und Andeutungen jener Revolution wohl von der geschichtlichen Überlieferung selbst unterscheiden.

In den meisten Mythen wird diese Umbildung der Erde als die Schöpfung derselben vorgestellt, und der Anfang der Geschichte der Menschen damit in Verbindung gesetzt. So beim Moses und in der heiligen Sage der Hindu; in der Sage des Zendvolks erscheint diese Revolution als das was sie wirklich ist, doch erscheinen auch hier die Menschen erst wärend derselben; manche einzelne indische Mythen stimmen dem Sinne nach mit der Zendsage überein. Die Titanenkämpfe der Griechen wie eine Menge Mythen aller alten Völker gehören gleichfalls hierher, und scheinen wenigstens anzudeuten: daß wärend der Urgeschichte der Menschen einmal eine schreckliche Begebenheit statt finden mußte, wobei man die ganze Erde in Gefahr glaubte, und die den Gemüthern so tief sich einprägte, daß die Erinnerung davon nirgend ganz erlosch. Die geschichtliche Überlieferung wenigstens eines Volks steigt nun so hoch hinauf, daß sie mit jenen mythischen Andeutungen völlig gleich steht.

Ehe wir aber im Stande sind über diese mythischen und geschichtlichen Überlieferungen, auch nur nach Wahrscheinlichkeit urtheilen zu können, müssen wir erst suchen jene Thatsache selbst, die

letzte gewaltsame Umbildung der Erde, wie sie in ihrer Oberfläche sich erkennen läßt, in ihren Hauptzügen darzustellen. Ich kann dem Zweck dieses Versuchs zu folge mich nicht auf eine Untersuchung aller einzelnen hierher gehörigen Thatsachen einlassen; auch darf ich die Kenntniß derselben wohl voraussetzen, und mich hier folglich nur auf zwei ganz unbestreitbare Resultate beschränken. Diese sind

Erstens: Die letzte Revolution der Erde war mit ungeheuren Wasserfluthen verbunden, durch welche vorzüglich die gewaltsame Umbildung der Oberfläche bewirkt wurde. Ich kann mich hier nicht auf die Untersuchung einlassen, wie oft die Erde schon früher von solchen Fluthen heimgesucht worden; ob die frühern Fluthen verheerender als die letztern waren; wie viel Zeit etwa zwischen der letzten und vorletzten verflossen sein könne u. s. w. u. s. w. oder ob der letzten Hauptrevolution nicht noch einzelne örtliche Fluthen folgten oder folgen mußten; sondern halte mich allein an die ganz unbestreitbare Thatsache: die letzte Hauptrevolution der Erde war mit großen, ihre Oberfläche gewaltsam verändernden Fluthen begleitet. Wahrscheinlich war bei diesem furchtbaren Ereigniß auch das Element des Feuers, wenn auch nur örtlich, wirksam; doch ich übergehe hier alles, was zweifelhaft, und halte mich allein an das, was nicht zu bezweifeln ist.

Zweitens: Manche Theile der Oberfläche der Erde, erlitten bei dieser Revolution eine merkwürdige Veränderung ihrer klimatischen Verhältnisse. Auch diese Thatsache kann nicht bezweifelt werden. Wie auf der Nordküste Sibiriens die Elephanten so häufig zu finden waren, wie die zahllosen, oft nur wenig Fuß in die Erde begrabenen Gerippe derselben beweisen; wie in andern nördlichen Ländern die zahrte Palme und andre Gewächse blüheten, die jetzt nur in der heißen Zone ihre Heimath finden, mußten andere klimatische Verhältnisse hier statt finden. Ja es scheint diese klimatische Umwandluug ein charakteristischer Zug dieser letzten Revolution zu sein. Denn ohne Zweifel gehören die in nördlichen Steinkohlenlagern gefundenen ungeheuer großen Cactus- und Palmen-Arten einer frühern Periode der Erde an, als die hoch über ihnen im Schiefer, Kalk und Thonschichten liegenden foßilen Thier- uud Pflanzenreste; gleichwohl verrathen diese wie jene dasselbe heiße Klima.

Es liegt in der Natur unseres Geistes, daß es uns, sehen wir Thatsachen vor uns wie die eben erwähnten, treibt und drängt, sie zu erklären, d. i. die Ursachen aufzusuchen wodurch sie bewirkt wurden. Freilich treten wir dabei von dem sichern Boden der Beobachtung in das Gebieth der Vermuthung, der Hypothese hinüber, welche

sich gegen die Beobachtung fast in demselben Verhältniß befinden, wie die mythische Deutung zur wirklichen Geschichte; sie können wohl hohe, ja höchste Wahrscheinlichkeit, doch nie Gewißheit gewähren.

Fluthen können mannigfache Ursachen haben, und die Forschung möchte sich beim Aufsuchen derselben in die bodenlose Tiefe verlieren, aus welcher jene hervor brachen. Einen sichern Standpunkt gewährt dagegen das klimatische Verhältniß aller Theile der Erdoberfläche, und vielleicht gelingt es uns von hier aus das ganze Ereigniß zu erklären.

Alle klimatischen Verhältnisse der Erde hangen unbedingt von folgenden Punkten ab: (*)

1) Von der Entfernung der Erde von der Sonne.
2) Von der Gestalt ihrer Bahn d. i. von der Größe der Excentricität derselben,
3) Von der Geschwindigkeit ihrer Bewegung, und
4) Von der Richtung ihrer Rotationsaxe,

*) Die kleinen örtlichen Ursachen, welche von der Gestalt und Beschaffenheit der Erdoberfläche abhangen z. B. von der höhern oder niedrigern Lage eines Landes, Verwilderung oder Cultur des Bodens u. s. w. kommen hier gar nicht in Betracht.

und der Größe des Winkels den diese gegen die Fläche der Bahn bildet.

Soll nun eine Veränderung in den klimatischen Verhältnissen der Erde eintreten, so kann diese nur durch eine vorhergegangene Änderung in obigen Bestimmungen bewirkt werden. Man hat verschiedene Hypothesen ersonnen, um jene Veränderung der klimatischen Verhältnisse zu erklären, ohne ihre Weltverhältnisse zu ändern — wie das ursprüngliche Glühen und allmählige Erkalten des Erdballs — theils durch Annahme eines geschichtlichen Werdens und Bildens jener Weltverhältnisse wärend die Erde selbst schon ausgebildet und mit organischem Leben bedeckt war. Der ersten dieser Hypothesen fehlt der Boden der Beobachtung ganz, und sie möchte schwerlich noch Vertheidiger finden; der zweiten stellen sich andere unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Die Entfernung der Erde von der Sonne, die Excentricität ihrer Bahn und die Geschwindigkeit ihrer Bewegung, gehen im Verhältniß gegen einander so deutlich aus den Gesetzen der allgemeinen Schwere hervor, daß man unmöglich annehmen kann: es sei jemals anders gewesen, so lange die Erde, Erde war. Wollte man dennoch ein allmähliges Ausbilden jener Weltversältnisse der Erde annehmen, so würde man die Ausbildung der Erde selbst, bis zur Fähigkeit des Or-

ganischen Lebens doch nicht über die Vollendung derselben hinauf setzen können.

Ganz anders verhält es sich aber mit dem oben zuletzt berührten Punkt. Wenn auch die Geschwindigkeit der Rotation, und der Winkel, den die Rotationsaxe mit der Fläche der Bahn macht, den großen Weltverhältnissen der Erde angehören; so kann doch die Rotationsaxe durch Einwirkung äußerer Kräfte eine Änderung sehr gut erleiden, und überwiegende Gründe scheinen uns zu nöthigen, eine Veränderung derselben als wirklich anzunehmen.

Es ist bekannt daß nicht drei Breitengrade, auch nach den vollkommensten Messungen welche wir haben, mit einander übereinstimmen, wenn sie auf ein Gesetz in der Biegung der Curve gebracht werden sollen. Alles was man zur Erklärung dieser auffallenden Erscheinung anführen kann, z. B. örtliche Abweichungen und Verschiedenheiten in der Gestalt der Erde, oder örtlich verschiedene Anziehungen des Bleiloths beim Messen selbst, lösen das Räthsel nicht ganz auf. Vor allen Dingen ist hier nun zu merken: daß allen Vergleichungen der an verschiedenen Orten gemeßenen Grade, und den Berechnungen derselben, welche die abweichenden Resultate geben, die Voraussetzung zum Grunde liegt: Daß die jetzigen Pole der Erde, ihre ursprünglichen Pole

sind und die jetzige Ratationsaxe der kleinste Durchmesser derselben sei.

Klügel war der erste der mit ungemeinem Scharfsinn diese Voraussetzung in Zweifel zog, und den Versuch machte, ob die Hauptgradmessungen sich nicht einigen und auf ein Gesetz der Biegung bringen liessen, wenn man annähme: die jetzigen Pole, der Erde seien nicht die ursprünglichen Pole, und die Rotationsaxe sei nicht die kleinste Axe des Erdellipsoids. Durch genaue Berechnung fand er endlich: daß alle vorzüglichen Grandmessungen vollkommen mit einander übereinstimmen, und die Erde wirklich als ein vollkommnes Ellipsoid darstellen, wenn man annimmt: daß der ursprüngliche Südpol nicht mit dem jetzigen zusammen fällt, sondern weit davon entfernt, im Südmeere, nicht weit von dem Vorgebirge der guten Hoffnung; und der ursprüngliche Nordpol, also gegenüber, im stillen Meere liege. *) Der Einwurf: daß die Erde sich unmöglich regelmäßig bewegen könne, wenn ihre Rotationsaxe nicht in der kleinsten Axe des Ellipsoids liege, kann dadurch widerlegt werden: daß, bei der geringen Abplattung

---

*) Ausdehnungen der Erde; in den astronomischen Sammlungen, 111, 164—169. Malte Bruns Abriß der math. und phys: Geographie 1. Abth. (von Zimmermann) p. 94.

der Kugel, die Menge des Wassers auf der Erde vollkommen hinreicht, überall das Gleichgewicht zu bilden, welches die Centrifugalkraft erfordert. Was für diese Meinung den Beweis zu liefern scheint, ist der Umstand: daß der jetzige Äquator über mehr denn 280 Grad über Meere, und kaum 80 Grad über Länder hinläuft, wobei offenbar das Gleichgewicht mehr durch das Wasser als durch das Land bewirkt wird. Freilich ginge aus dieser Annahme auch hervor: daß die Biegung der Oberfläche der Meere eine andere Curve bilde als die Oberfläche des Landes, und auch dafür möchten bedeutende Gründe sprechen.

Nehmen wir nun an, was nach Klügels Gründen kaum bezweifelt werden kann, daß die kleinste Axe des Erdellipsoids nicht in der Rotationsaxe desselben liege; so wird man doch annehmen müssen: daß sie ursprünglich in derselben gelegen habe. War dies nun wirklich der Fall, und der ursprüngliche Südpol lag nicht weit vom Vorgebirge der guten Hofnung, etwa zwischen 40 und 50 Grad Südl. Breite, so ist klar: daß der ursprüngliche Äquator fast mitten über Europa und das Hochland von Asien hinlaufen mußte. Wurde bei der letzten Revolution der Erde die ursprüngliche Rotationsaxe aus ihrer Lage, wo sie mit der kleinsten Axe des Ellipsoids zusammen fiel, in ihre jetzige Lage gerückt, so sind dadurch die oben aufgezählten

Thatsachen, welche uns die Beobachtung als Merkmale der letzten Revolution vor Augen legt, vollkommen erklärt. Die Veränderung der klimatischen Verhältnisse mußte eben da, und eben so erfolgen, wie die Beobachtung sie giebt; und ungeheure, verheerende Fluthen mußten entstehen, ganze Meere mußten ihren Ort verlassen um das neue Gleichgewicht zu bilden oder vielmehr, hatten ihn verlassen, weil das neue Gleichgewicht gebildet werden konnte.

Nun drängt von selbst die Frage sich auf: welche äußere Ursach konnte im Stande sein, eine solche Ändernng der Rotationsaxe zu bewirken? An eine innere, sich in dem Körper der Erde selbst entwickelnde Ursach kann dabei wohl nicht gedacht werden, denn sonst wäre unstreitig die ursprünglich regelmäßige Form des Ellipsoids zugleich verlohren gegangen. Als äußere Ursach, biethen die Kometen ein so bequehmes Erklärungsmittel dar, daß sie dieserhalb schon oft in Anspruch genommen worden sind; und in der That scheint die Ursach jenes großen Ereignisses in der Annäherung eines solchen Wanderers aus der Ferne zu liegen. Die Möglichkeit daß ein Komet dergleichen Wirkungen auf der Erde hervorbringen könne, hat Lalande in seinen Reflexions sur les Cometes *) ausser Zweifel gesetzt. Er berechnet sieben bis acht Kometen'

---

*) Paris 1773. Siehe auch Lalandes Astronomie §. 922.

welche in ihrem Lauf nicht allein der Erde ganz nahe kommen, sondern mit ihr auch zusammentreffen können. Wenn ein Komet, welcher der Erde an Größe gleich wäre, in einer Entfernung zwischen dreizehn bis vierzehn tausend Meilen neben ihr hinliefe, so würde er im Meere schon eine Fluth von zwölf tausend Fuß Höhe bewirken. Diese Wirkung vergrößert sich, wenn man die Entfernung kleiner oder den Kometen größer annimmt. Daß das Gleichgewicht der Masse, in Bezug auf die Pole dadurch geändert werden könne, leuchtet ein, und man fühlt sich geneigt dem berühmten Astronomen beizustimmen wenn er sagt: es sei sehr unwahrscheinlich anzunehmen, daß in dem undenklichen laufe der Zeit, ein Ereigniß der Art noch nicht statt gefunden habe.

Wir haben nun gesehen was die Beobachtung uns als Thatsachen in den Merkmalen der letzten Revolution der Erde zeigt, und was Naturforschung als mögliche und wahrscheinliche Ursach derselben hinzufügt, und können damit vergleichen was die mythischen und geschichtlichen Überlieferungen des Alterthums uns darbiethen.

Es sei mir erlaubt mich hier vorzüglich an die Überlieferungen des alten Zendvolks zu halten. Nicht, als ob die Überlieferungen andrer Völker hier ganz unbrauchbar wären, sondern weil wenige sich finden möchten die an Alter sich ihnen gleichstellen ließen;

und wohl keine die klar aussprechen wornach wir suchen, als eben diese. Über das hohe Alter und den geschichtlichen Werth derselben hab' ich mich schon früher erklärt. *)

Sehen wir zuerst die höchst merkwürdige mythische Erzählung der Zendschriften, in welche offenbar die letzte Revolution der Erde gehüllt ist:

„Der Naturfeind (welcher die Erde vernichten wollte) lief von Süden aus, und befand sich „in der Wassergegend (d. i. im Zeichen des Krebses, welches die Zendschriften immer die Wasserregion nennen, weil Taschter (der Planet Jupiter) in „Iran regnen ließ, so bald er dies Zeichen berührte.) **) Von hier aus durchfuhr er die Erde ganz, (seine Wirkung wurde überall empfunden.) Gegen Süden verheerte er darauf „die Erde gänzlich; alles überzog Schwärze wie „Nacht. Gluthheißes Wasser regnete auf die Bäume herab, sie verdorrten im Augenblick; alles verbrannte bis zur Wurzel. Die Erde selbst war verbrannt und bestand noch kaum, doch liefen am „Himmel Sonne und Mond ihre Bahnen (d. i. „blieben sichtbar.) Doch gegen die Planeten kämpf-

*) Über Alter und Werth einiger morgenländischen Urkunden u. s. w.

**) Bun — Dehesch. VII.

„te der Naturfeind an, (sie wurden unsichtbar) er „wollte der Welt Zerstörung, und Rauchwolken „stiegen auf aus den Feuern aller Örter. Neun„zig Tage und Neunzig Nächte dauerte der „Kampf; dann wurde der Naturfeind geschlagen „und zurückgeworfen. Nun ließ Taschter Regen kom„men und schleuderte Blitze; Tropfen fielen von der „Größe eines Menschenkopfs, und mannshoch be„deckte das Wasser die ganze Erde. Nun kam ein „Wind vom Himmel und trug in Wolken das „Wasser — wie im Körper die Seele — fort; „Ormuzd sammelte nun die Gewäßer im Meere „und gab ihnen das Land zu Grenzen. Doch der „geschlagene Naturfeind durchbrach jetzt von unten „die Erde und herrscht seitdem auf derselben mit „Ormuzd gemeinschaftlich, mischt sich in alles und „bringt tausendfache Plagen hervor (unter welchen „der Winter immer zuerst mit genannt wird.") *)

---

*) Zend — Avesta B. 3. p. 62—65. Ich habe diese Züge aus Bun — Dehesch genommen, wo sie als Auszug aus dem Gesetz d. i. einer alten Zendschrift vorkommen, und durch unzählige Anspielungen in den wirklichen Zendschriften bestätigt werden. Die eingeflochtenen Mythen vom Tode des Urstiers und Kajomorts hab' ich weggelassen.

Eigentlich liegen in den Zendschriften zwei ähnliche Mythen, welche fast immer durcheinander gemischt und häufig verwechselt werden. Die erste enthält den Angriff Ahrimans auf die Welt überhaupt, wie er oben an-

Kaum wird man noch die Frage aufwerfen: was dieser, von Süden her, über die Erde hinlaufende Naturfeind gewesen sei, der ihr die Revolution zu Theil werden ließ, die sie wirklich erlitten hat. Es bedarf indeß hier keiner Antwort, welche erst durch Schlüsse herausgebracht werden müßte, da die Zendschriften sie selbst ertheilen. Im Jescht — Mithra heißt es; „Als Päris (Na„turfeinde) alles verheerten — als der Drachen„stern sich Weg machte zwischen Erd' und Him„mel, goß Taschter ⸗ ⸗ ⸗ Wasser herab." *) Diese Drachensterne werden im Bun — Dehesch Schweifsterne, Kometen genannt; sie sind Naturfeinde welche der Erde unaufhörlich zu schaden trachten und jetzt nur durch Ormuzd Vorsorge daran verhindert werden. Wenn aber einst die bestimm-

gegeben ist, die zweite den Kampf des Wasserfeindes Epeoscho mit Taschter. Der erste Angrif dauerte neunzig Tage, der letzte drei Tage. Nach beiden ließ Taschter stark regnen, und daher die Verwechslung. Beide mal war der Naturfeind ein Drachenstern. In Hinsicht des ersten Kampfes wird dies im Jescht — Mithra deutlich gesagt; für den zweiten geht es aus Bun-Dehesch VII gleichfalls deutlich hervor.

*) Zend-Avesta B. 2. p. 210. Daß diese, Card. V. erzählte Begebenheit nicht zu dem Card. VI. erzählten Kampf mit Epeoscho gehört, geht aus der Vergleichung mit Bun — Dehesch hervor.

e Zeit da ist, wird ein Komet, Gurzscher mit Namen, in seinem Lauf auf die Erde herab stürzen, sie in Brand setzen und so das Ende der Welt herbeiführen. *)

Das Mythische in dieser Erzählung ist bald abgesondert, und — liegt dann nicht die ganze schreckliche Begebenheit nackt vor unsern Augen da? Kann diese Erzählung wohl eine Erdichtung sein? Unmöglich. Wie käme in eine so alte Dichtung der Komet mit dem ganzen Heer der so naturgemäßen Wirkungen, die wohl nur durch Erfahrung erkannt werden konnten? Woher käme die Uebereinstimmung mit dem, was die Naturforschung uns als die wahrscheinlichste Ursach jener Revolution angab? Woher die auffallende Lehre jenes alten Religions Begriffs, daß dennoch, obgleich einmal die Gefahr abgewendet war, die Erde durch einen Kometen, der in seinem Lauf auf sie herabstürze, ihren Untergang finden werde, wenn nicht eine große Erfahrung dies wahrscheinlich machte? Man bedenke dabei wohl, daß jenes alte Volk in den Kometen noch keine Weltkörper sahe, wie wir, deren Bahnen sich mit der Bahn der Erde durchkreuzen und dadurch Begebenheiten der Art möglich machen können; der Komet war

*) Zend = Avesta B. 3. p. 66 und 113.

ihm ein Naturfeind, ein lebendiges, feindseelig gesinntes Wesen, das als solches aber nur aus der Erfahrung erkannt werden mußte. Es ist ganz unmöglich in dieser Erzählung die höchste Wahrscheinlichkeit zu verkennen: daß der beschriebene Naturfeind, der Drachenstern, ein wirklicher Komet war, welcher auf seinem Lauf der Erde so nahe kam, daß er durch seine Wirkung auf dieselbe ihre letzte große Revolution hervorbrachte. Gehen wir nun von dieser mythischen Überlieferung auf die geschichtliche über, so knüpft jene Wahrscheinlichkeit sich an die historische Gewißheit.

Die geschichtliche, im Anfange des Vendidad enthaltene Ueberlieferung ist folgende:

„Das Zendvolk lebte in Eeri, Ari, seinem „Urlande glücklich, es war hier immer Sommer; „doch plötzlich brach (als Wirkung des Naturfeindes) der Winter in die Welt. Anfänglich war „er gelinde, dauerte nur fünf Monate und sieben „Monate war es Sommer; doch bald wuchs er „zu zehn Monaten an, und nur zwei blieben „für den Sommer, (wie es in Tibet und auf dem „Hochlande Asiens überhaupt der Fall ist.) Nun „verließ das, den Ackerbau suchende Volk sein hohes gebirgiges Urland, und zog in niedrigere, wärmere Länder herab. Dieser Zug geschah' unter „seinem Anführer Dsjemschid, und ging über „Sogdho, Meru, Balkh u. s. w. bis in die

„Provinz Ver, Per oder Persis, wo Dsjem„schid die Burg von Ver d. i. Persepolis erbau„te: *)

Man kann diese Überlieferung der strengsten Kritik unterwerfen, und sie wird sich als wirklich geschichtlich, gegen alle Einwürfe behaupten.

Einige Voraussetzungen und Vorurtheile müssen allerdings erst weg geräumt werden, ehe man die Prüfung mit der nöthigen Unbefangenheit vornehmen kann. Dahin gehört die Behauptung, daß es nun einmal keine ältere Nachrichten gäbe und geben könne, als im Moses, und alle Überlieferungen welche nicht mit Moses übereinstimmten, eben dadurch sich als falsch erwiesen. Die aufgeklärtesten Theologen haben hier den historischen Gesichtspunkt von dem theologischen schon scharf gesondert, und ich brauche mich dabei nicht länger zu verweilen.

Die Überlieferung enthält durchaus nichts, was ihre Glaubwürdigkeit schwächen könnte. Zwar ist in der Form etwas Mythisches; z. B. die Auswanderung geschieht auf unmittelbaren Befehl Gottes u. s. w. allein dies ist Sprache der gesamten alten Welt, der Gott und Natur noch eins waren. Die Ursach der Auswanderung lag in einer klima-

*) Vendidad Farg I. verglichen mit Farg: II.

tischen Veränderung des Landes, und eben in diesem Zuge liegt ihre tiefste Beglaubigung, weil eine Veränderung der Art vorgefallen sein muß. Die Länder, welche das Volk in Besitz nahm, waren noch unbewohnt. So sehr dieser Zug sich von allen Wanderungs-Sagen andrer alten Völker unterscheidet, so sehr beweist er die Ächtheit der unsrigen; denn so mußte es sein, wenn sie wahr sein soll. Ferner liegt in der Angabe des Zugs, nach der geographischen Lage der genannten Örter so viel innere Wahrheit, daß man, vergleicht man noch die zahlreichen jüngern Sagen jenes Volks und die Denkmäler seiner ältesten Geschichte damit, die geschichtliche Wahrheit schwerlich in Zweifel ziehen kann. Wenige Überlieferungen der alten Geschichte haben so viel Beweise für sich, so wenig Gründe gegen sich als diese; und es gehört wirklich ein stärkerer Glaube dazu: dies alles nur für ein ungefähres Zusammentreffen zu halten, als die geschichtliche Wahrheit an zu erkennen. *)

---

*) In der Schrift; über Alter und Werth einiger morgenländischen Urkunden — hab' ich diesen Gegenstand bereits ausführlicher abgehandelt.

Zweites Resultat.

Es giebt für die Völker unsrer Geschichte ein Urland, d. h. ein Land, das bei der letzten Revolution der Erde in so weit verschohnt blieb, daß die Menschen in demselben sich erhalten konnten.

Dies Resultat folgt unmittelbar aus dem vorigen, und wir haben nur auszumitteln wo dies Urland eigentlich gesucht werden müsse. Nach den deutlichen Angaben der Zendschriften, welche hier von den Sagen der Hindu und Chinesen unterstützt werden, war es der südliche, höchste Theil des Hochlandes von Asien, die Gegend um den Himalaya und Hindu-Kusch; also Tibet, Kaferistan und ein Theil Nordindiens. Der vollständige Beweis, daß in den Zendschriften gerade diese und keine andere Gegend Asiens — nicht Armenien oder Georgien wie einige wollen — als Urland bezeichnet wird, möchte für diese Blätter zu weitläuftig sein; auch werden ein Paar Gründe schon hinreichen hier alle Zweifel zu heben.

Da das Volk auswanderte um wärmere Gegenden zu suchen, besetzte es, vom Urlande aus, zuerst Sogdho; der zweite Ort der besetzt, oder gebaut wurde war Moore (Meru) nun ging der Zug nach Bakhdi, Balkh, (Bactra) dann wurde zwischen Balkh und Meru hin Nesae,

Nisa, besetzt. *) Bei der bekannten geographischen Lage dieser Orte kann der Anfangspunkt der Wanderung, das Urland, durchaus nicht zweifelhaft sein. An beiden Ufern des Gihon (Oxus) ging ger Zug vom Hochlande in den fürchterlichen Engpässen desselben herab; dann wurde am rechten Ufer zuerst das Stufenland Sogdho besetzt, **) dann am linken Ufer Meru, dann ging man nach Balkh u. s. w. Ein zweiter Grund ist, wenn auch nicht stärker, doch noch in die Augen fallender. Mitten im Urlande, in Eeri, lag der Berg der Berge, Albordy, an welchen die ganze Mythologie des Volks geknüpft ist. Fast alle Ausleger des Zend-Avesta suchen mit den neupersischen und arabischen Dichtern diesen Berg im Caucasus. Allein mit dürren Worten heißt es in einer alten Zendschrift: „Von den Gewässern des Albordy (wo Ormuzd und Mithra „wohnen) kommt ein Strom herab, der nur mit „Schiffen überfahren werden kann, und Saamen „(Fruchtbarkeit) in die Orte von Meru und „Sagdho bringt, welche sich darnach sehnen:" ***)

---

*) Vendidad Farg. 1.

**) Diese Namen bedeuten in den ältesten Zeiten nicht allein Städte, sondern auch die Provinzen welche von ihnen abhängig waren.

***) Zend-Avesta B. 2. p. 222.

Nach der geographischen Lage der genannten Orte, kann hier nur von dem mächtigen Gihon (Oxus) die Rede sein, der zwischen beiden herabfließt, dessen Quellen sich aber unter den ewigen Schneelagern des Hindu-Kusch befinden. Auch hier bleibt über die Lage des Urlandes und des Albordy kein Zweifel übrig.

Eine andre Frage muß indeß hier noch genauer untersucht werden; ob nehmlich die geographische Lage des bezeichneten Landes so beschaffen sei, daß man mit Wahrscheinlichkeit annehmen könne: es sei wirklich bei der letzten verwüstenden Revolution der Erde, als Asyl der Menschen verschohnt worden? Der höchste von den uns bekannt gewordenen Gipfeln der Himalaya, der Dhawala-Giri, oder weiße Berg, ist 27,550 Fuß über die Meerfläche erhaben. *) Ein anderer Gipfel wurde zwischen 24 und 25,000 Fuß, und noch zwei andere zwischen 23 und 24,000 Fuß bestimmt. Die Höhe der gleichergestalt mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel des Hindu-Kusch, der westlichen Forsetzung des Himalaya ist, so viel mir bekannt geworden, noch nicht bestimmt. Das

---

*) Annals of Philosophy, by Th. Thomson. Januar 1818 p. 51. Die Grenze des möglichen Irrthums wird hier, nach genauer Berechnung der Strahlenbrechung, noch auf 850 Fuß angegeben.

Hochland welches im Norden und Westen diese Riesengebirge umgiebt, Tibet und Kaferistan, erheben sich zu der außerordentlichen Höhe von 8000 Fuß. *) Die Thäler des nördlichen Indiens ziehen sich an den Quellströmen des Ganges und Jumna noch höher hinauf, wenn auch die Stufenländer auf welchen sie sich verlaufen, niedriger sind. Auch ist dieser höchste Theil des asiatischen Hochlandes nicht klein, sondern selbst geräumig genug ein großes Volk zu nähren und zu erhalten. War also irgend ein Punkt auf dem alten Continent geeignet den Stamm der Menschen zu erhalten, so war es gewiß dieser.

Konnte indeß ein Hochland von 8000 Fuß Erhebung und die darüber emporragenden Gebirge ein Asyl der Menschen werden, so mußten dergleichen Punkte, sich noch mehre finden und also mehr als ein Urland vorhanden sein. Die Möglichkeit muß, wenn man voraussetzt daß überall auf der Erde schon Menschen wohnten, zugestanden werden. Es kommen indeß hier noch ganz andere Umstände in Betracht. Wenn ein Komet bei seiner Annäherung das Meer in einen ungeheuren Wasserberg empor hob, und diesen in der Richtung seines Laufs, was nothwendig geschehen mußte, über die

---

*) Ritters Erdkunde B. 1. Abschn: VI. Hochasien.

Erde fortführte, so konnte die Fluth in Ländern, über welche dieser Lauf hinging, zu einer fürchterlichen Höhe steigen. Sank nun der Wasserberg bei der Entfernung des Kometen zurück, so denke man sich das unermeßliche, entsetzliche Schwanken und Fluthen aller Meere, wie der Stoß der Masse sie schleuderte oder hohe Dämme sie zurückwarfen, bis das Gleichgewicht wieder hergestellt war. Es konnten dabei die größten örtlichen Verschiedenheiten statt finden, niedrigere Höhen konnten verschohnt, unweit höhere bedeckt werden. Auch sind es die Fluthen nicht allein die hier in Betracht kommen. Auch die in der Sage erwähnte brennende Hitze, der Gluthregen, Dämpfe und örtliche Gußregen, konnten noch Länder verheeren und Völker vernichten. Also nicht die Höhe des Landes allein entschied für das Asyl der Menschen, sondern das Zusammentreffen einer Menge von Umständen, das nur einer höhern Leitung zugeschrieben werden muß. Genug, daß die Höhe des Landes die Möglichkeit der Erhaltung der Menschen, die geschichtliche Überlieferung aber die Wirklichkeit darthut.

Über einige andere Hochländer, mögen noch folgende Bemerkungen hier Platz finden. Der höchste Gipfel des Caucasus erhebt sich über 16,000 Fuß. An die süd-westliche Abdachung des Gebirgs lehnt sich ein Hochland, vielleicht von 7000

Fuß Erhebung. *) Es wäre also schon hier ein zweites Asyl möglich gewesen, und der Unterschied, den man so oft zwischen der caucasischen Menschenraçe und der hochasiatischen u. s. w. gemacht sieht, könnte auf die Wirklichkeit hindeuten. Alle Umstände zusammengenommen, lassen jedoch auf das Gegentheil schließen. Was von Auswanderungen caucasischer Völker erzählt wird, gehört in ungleich jüngere Zeiten, und die ältesten uns bekannten Bewohner caucasischer Gegenden, zeigen sich durch ihre Sprache als Stammverwandte der andern Hochländer.

Ob in den Hochländern von Süd- und Nordamerika Menschen erhalten wurden, ist völlig ungewiß. Kein Volk dieses Welttheils ist unsrer alten Geschichte bekannt, und Sprachen und Sagen deuten überall auf jüngern Asiatischen Ursprung hin. Ob auf den Hochländern Südindiens und Africas sich Menschen retteten? Eine Frage die es mit lauter Möglichkeiten zu thun hat. Es ist möglich daß sich in Afrika ein ursprünglicher Negerstamm rettete: es ist aber auch möglich daß der Neger erst später sich aus asiatischem Stamme bildete, wie seine Sprachen gleichfalls anzudeuten scheinen. Für Untersuchungen, unsere älteste Ge-

*) Ritters Erdkunde B. 2. pag. 756.

schichte betreffend, sind diese Fragen gar nicht vorhanden.

Auf einen Einwurf, den man dieser ganzen Ansicht des Herüberreichens der Menschengeschichte und der Erhaltung des Geschlechts in einem Asyl bei der letzten Revolution entgegen setzt, muß hier nach Rücksicht genommen werden. Daß die Erde vor der letzten Revolution mit organischem Leben wie jetzt bedeckt war, kann nicht bezweifelt werden. Tausendfache Abdrücke von Pflanzen und Überreste von Thieren aller Art finden sich in Kalk- Schiefer- und Thonlagern in der Erde, wie die Fluth sie in die aufgelösten Massen der Oberfläche begrub. Warum findet man nie fossile Menschenknochen, wenn vor diesen Fluthen schon Menschen auf der Erde lebten?

Wir wollen die Behauptung des Nichtvorhandenseins fossiler Menschenknochen, in den bis jetzt untersuchten Ländern vor der Hand annehmen — ohne sie zuzugestehn — und sehen was daraus für die eben aufgestellten Resultate folgt. In diesen liegt keineswegs der Sinn: daß die Menschen schon lange, oder undenkliche Zeiten vor der Revolution, oder wärend mehren Revolutionen, auf der Erde gelebt hätten. Alles was gemuthmaßt oder gesagt werden kann über den Zeitpunkt der Entstehung unseres Geschlechts, liegt im Reiche der Hypothesen. In jenen Resultaten liegt schlech-

terdings nur der Sinn: daß die Menschen beim Einbruch der letzten Revolution schon im Urlande lebten, und selbst eine Erinnerung von dem Zustande ihres Landes vor der Revolution, von dem beständigen Sommer, behielten.

Es liegt ferner keineswegs in jenen Resultaten die Voraussetzung, daß vor der letzten Revolution alle bewohnbaren Länder der Erde auch schon von Menschen bewohnt worden seien. In unsern Überlieferungen liegt nichts, als daß in dem Urlande Menschen wohnten. Alles was man zu diesem Satz hinzufügt, oder hinzufügen kann, ist nichts wie Hypothese, und kann der geschichtlichen Überlieferung nicht entgegen gesetzt werden.

Daß übrigens die Menschen schon mehre Revolutionen der Erde überstanden hätten, ist nicht wahrscheinlich, eben weil in so vielen, mit Versteinerungen angefüllten Schichten, keine Überreste derselben sich finden. Ihr muthmaßlicher Anfang fällt also in den Zeitraum zwischen den beiden letzten Umbildungen. Wie lange Zeit verfloß aber zwischen denselben? Wie lange Zeit vor der letzten traten die Menschen ins Dasein? Wer wird sich anmaaßen Fragen der Art beantworten zu wollen? Waren — so kann man weiter fragen — beim Hereinbruch der letzten Revolution, die mit Vegetation bedekten und von Thieren bewohnten Länder auch schon für Menschen bewohnbar? Hatte

das Geschlecht sich vielleicht noch nicht über sein Hochland hinaus verbreitet? Man vergeße dabei nicht, daß dies Hochland in seiner ganzen Ausdehnung an Größe fast unserem Welttheil gleich steht.

Gehen wir aber von dem Wirklichen in das Reich des Möglichen über, so läßt sich auch hier eine Hypothese der andern gegenüber stellen. Aus der Idee der letzten Revolution, wie sie oben aufgestellt worden ist, geht hervor, daß in der Gegend des jetzigen Äquators oder der heißen Zone überhaupt, Länder vom Meere bedeckt wurden, welche vorher bewohnbar und auch vielleicht bewohnt waren; dann lägen ihre fossilen Überreste aber unter dem Meere und entzögen sich unsrer Nachforschung. Hier tritt uns nun eine höchst merkwürdige Entdeckung entgegen. Man wird schon errathen daß ich hier die in einem harten Kalkfels eingeschlossene Menschengerippe auf dem niedrigen Theile der Insel Guadalupe meine. Die Felsenfläche wo diese Gerippe sich finden, ist mit der jetzigen Meerfläche fast gleich und wird noch jetzt bei hohem Wasser bedeckt. Die Gerippe, obwohl man deutlich sieht, daß sie durch den Druk der flüssigen Masse, welche sie heute als harter Fels umgiebt aus ihrer natürlichen Lage geschoben, ihre einzelnen Theile getrennt und und in Unordnung gebracht sind, verrathen dennoch im Ganzen durch ihre Lage daß keine Fluth sie gewaltsam hierher geschwemmt hat, sondern daß sie

ursprünglich nach einer Regel gelegt worden sind, weil nehmlich Kopf und Fuß immer auf eine bestimmte Weltgegend hindeuten. Mir ist wohl bekannt, daß selbst Blumenbach den einhüllenden Fels untersucht und geurtheilt hat: er sei jüngeren Ursprungs als die letzte Umbildung der Oberfläche der Erde; allein bei der großen Verehrung welche ich für den berühmten Naturforscher hege, halt ich dennoch dies Urtheil nicht entscheidend. Die Gründe meines Zweifels sind folgende:

1) Wie jene Leichen dort niedergelegt wurden, war diese Fläche noch nicht Fels. Es müßten sich sonst die ausgehauenen Kammern und in diesen der jüngere Fels von dem ältern sich leicht unterscheiden lassen, welches nicht der Fall ist.

2) Der Boden mußte also locker und nothwendig trocken, nicht vom Meere bedeckt sein.

3) Das Meer mußte darauf diese Fläche bedecken, und zwar in sehr bedeutender Höhe. Dies letztere ist unwiderleglich, denn es mußte sich

4) der lockere Boden um die Gerippe her völlig auflösen, damit die jetzige Steinmasse ihn ganz durchdringen konnte. Diese aufgelöste Masse gerieth zwar in eine schaukelnde Bewegung, wie das Verschieben der einzelnen Theile der Gerippe, auch wohl die völlige Zerstreuung anderer beweist, doch behauptete im Ganzen die Masse

ihre ursprüngliche Stelle; hatte Zeit sich fest zu-setzen und sich in harten Stein zu verwandeln. Um dies alles begreiflich zu finden ist man gezwungen einen hohen Stand des Meeres anzunehmen, weil sonst der gewaltige Niederschlag der Kalkmasse, und die Ruhe nicht statt finden konnte in welcher der Stein sich bildete. Starke Meerwogen greifen bekanntlich bei Stürmen funfzehn bis zwanzig Fuß tief unter die Oberfläche des Meeres ein; der Wasserstand über jener Fläche mußte daher höher sein, weil die weiche Masse nur erschüttert nicht fortgestoßen wurde, und dieser hohe Meerstand mußte so lange dauern bis die Masse sich erhärtet hatte.

5) Die allmählige Abnahme der Meere, oder, das Sinken ihrer Oberfläche ist gleichfalls eine Thatsache, die nicht bezweifelt werden kann. Nur durch dies allmählige Sinken des Meers kommt jetzt jene Fläche wieder zum Vorschein, und macht die Entdeckung: sie sei einmal eine Grabstätte gewesen, möglich.

Welche Zeit muß verflossen sein, seit dem das Meer jene Gräber bedeckte! Wie lange sein hoher Stand dauern, ehe jener Kalkfels sich bildete, wie lange Zeit muß verflossen sein, ehe es wieder zu dem jetzigen Standpunkt herabsank! Wird durch dies alles nicht mehr als eine bloße Hypothese gebildet? War ein solches Steigen des Meeres in

jener Gegend zu einer andern Zeit denkbar, als eben zu der Zeit, wo der jetzige Äquator sich bildete, d. i. bei der letzten großen Revolution unserer Erde?

Die höchst merkwürdige Entdeckung welche einer Nachricht des Engländers W. Jacob zufolge, der Spanier Don Isidore de Antillon im Jahr 1806 auf der Sierra Nevada gemacht haben soll, will ich nur beiläufig anführen, da sie noch nicht hinlänglich untersucht und erwiesen ist. Die Sierra Nevada erreicht eine Höhe von 12,762 Fuß über das Meer, und mit 9915 Fuß beginnt der ewige Schnee. Die um diese Gipfel her gelagerten Berge enthalten, ausser vielen, selbst edlen Metallen, Serpetin, Asbest, Amianth, Marmor, Alabaster u. s. w. Auf ihren Gipfeln aber (on their summits) finden sich große Lager (immense masses) zusammen gekitteter Thier und Menschenknochen, und zwar unter einer Kalkdecke welche fünf bis sechs Fuß mächtig ist. Die Knochen scheinen indeß durch Fluthen zusammengeschwemmt, weil sich keine ganze Gerippe, auch keine Hirnschädel finden. *)

Freilich mangelt dieser Nachricht noch eine hinreichende Beglaubigung, welche sie nur dadurch er-

*) Travels in the South of Spain, in letters written a. D. 1809 and 1810. By. W. Jacoc Esp. 1811. p. 298.

halten kann, daß Naturforscher sie an Ort und Stelle untersuchen. Bekanntlich gehören die Kalkfelsen bei Gibraltar zu derselben Gebirgskette, und auch in diesen finden sich Knochen die man für Menschenknochen hält, welcher Meinung jedoch andere widersprechen. Die Art der Lagerung dieser Knochen auf der S. Nevada und ihre Menge, machte hier einen großen Unterschied; und es möchte doch gewagt sein einer Hypothese zu gefallen über die Entdeckung im voraus abzusprechen.

Die Hypothese selbst welche ich hier erwähne, verdient noch besonders beachtet zu werden. Vielleicht wird man es mir übel deuten, daß ich eine Hypothese nenne, was vielen Naturforschern ein Axiom ist; ich meine die Vorstellung welche unserm scharfsinnigen Blumenbach ihr Dasein verdankt, daß die letzte große Revolution der Erde gleichsam eine Scheidewand bilde zwischen zwei verschiedenen organischen Welten; daß kein Geschlecht organischer Wesen welches vor jener Epoche vorhanden war, nach derselben noch lebendig zu finden sei; daß alle jetzt lebenden Geschlechter dagegen vor derselben noch nicht da waren. Die verschiedenen Hauptrevolutionen der Erde bilden eben so viele Epochen für das organische Leben; völlige Abschnitte in der organischen Entwicklung der Natur, wärend welcher sie sich in sich selbst, wie die Raupe in ihre Chrysalide zurückzieht, um, wenn die auf kurze Zeit allein

herrschende Kraft der Massen zurück tritt, sich wie die Raupe im Schmetterling, zahrter und herrlicher zu entfalten.

Eine Hypothese wie diese kann und darf keinen andern Grund haben als den der Beobachtung, der Erfahrung. Sie setzt nun als völlig erwiesen voraus: daß foßile Menschenknochen gar nicht zu finden sind, welches nach obigen Bemerkungen doch wohl zweifelhaft sein möchte; und ferner: daß kein versteinert oder foßil gefundenes Exemplar eines organischen Wesens, einem noch lebenden ganz gleich sei. Ich könnte mich hier auf Zeugnisse vieler Naturforscher von anerkannten Werth berufen, welche in manchen Versteinerungen noch lebende Arten und Geschlechter genau erkannten; allein der Gegenstand scheint mir überhaupt in einen ganz andern Gesichtspunkt gestellt werden zu müssen, und ich will daher zugeben: daß zwischen den versteinerten und foßilen Exemplaren organischer Wesen, und den jetzt lebenden, eine völlige Gleichheit der Charaktere nicht statt finde.

Daß bei jeder Revolution unsrer Erde, worin große Theile ihrer Oberfläche eine gänzliche Umbildung erleiden, manche Arten und Geschlechter organischer Wesen untergehen können, und wirklich auf diese Weise schon untergegangen sind, könnte nicht bezweifelt werden, auch wenn kein einziges versteinertes Exemplar der Art aufgefunden worden wäre.

Manche Arten und Geschlechter von Organismen sind durch klimatische und andre Verhältnisse an gewisse Gegenden und Orte gebunden. Gehen in einer Revolution nun eben solche Gegenden und Orte zu Grunde, so haben die ihnen angehörenden organischen Wesen dasselbe Schicksal. Andere versteinert und fossil vorkommende Arten, finden sich auch noch lebendig vor: z. B. der Elephant unter den Thieren, die Farrenkräuter nnter den Pflanzen u. s. w. doch weichen sie in manchen, oft charakteristischen Stücken von den Lebenden ab. Oft sind diese Abweichungen so unbedeutend, daß sie nur dem scharfen Beobachter durch Zirkel und Maaß sichtbar werden; oft fallen sie so fort in die Augen, vorzüglich im Thierreich durch die verschiedene Größe und die verschiedenen Verhältnisse in den Dimensionen einzelner Knochen. Sollte dies alles aber nicht auf einem nähern Wege, d. i. durch eine Wirkungsart der Natur, die wir unmittelbar durch Beobachtung kennen erklärlich sein?

Ein allmähliges Umbilden der organischen Formen im Lauf der Zeit, dringt dem Naturforscher sich als Thatsache auf. Die etwa von Judäa vor 2500 Jahren weggeführten Israeliten, waren gewiß ihren Brüdern gleich: dennoch sind jetzt ihre Nachkommen in Indien fast schwarz von Farbe und so ganz den schwärzlichen Hindu gleich, daß niemand sie davon unterscheiden kann; dagegen sind die etwa 800

Jahr später dorthin gewanderten Juden noch ziemlich weiß, und jenen wenig ähnlich. *) Die Wirkung von 800 Jahren ist hier deutlich sichtbar. So bildeten der Neger, der Grönländer, der Europäer und Chinese, im Lauf der Zeit sich ihrem Boden und ihrem Klima an. Noch auffallendere Beispiele liefert uns hier das Thierreich. Alle unsere Hundearten, so behaupten unsre Naturforscher einstimmig, stammen von einem Urgeschlecht der Hunde ab. Aber aus diesem einen Geschlecht entwickelten sich, und wer kennt die Ursachen durch welche dies bewirkt wurde? fast zahllose, ganz von einander abweichende Geschlechter. Man vergleiche die Große englische Dogge mit dem Löwenhündchen von Bologna; das schlanke Windspiel mit dem Pudel oder Dachs! Was bewirkte das so sehr abweichende Verhältniß in den Dimensionen der einzelnen Knochen des Kopfes, der Beine u. s. w. wie die Verschiedenheit der Größe der einzelnen Geschlechter? Man vergleiche ferner das kleine Gothländische oder Dagensche Zwergpferdchen mit dem schweren Mecklenburgischen Roß oder dem schlanken arabischen Renner: welche Verschiedenheiten! Sie sind eben so groß und größer als die meisten Abweichungen zwischen versteinerten und lebendigen Arten.

---

*) Buchanans Untersuchungen über das Christenthum in Asien u. s. w. p. 232. 237.

Konnte die Natur nun in ihrer regelmäßigen Entwickelung, wärend der letzten Periode des organischen Lebens diese Abweichungen allmählig hervorbringen, und aus einem Geschlecht, das vielleicht in der Urgestalt nicht mehr vorhanden ist, eine Menge andrer entwickeln, von denen vielleicht keins dem ersten gleicht; warum sollen wir um eben dies zu erklären, das gesammte Leben der Erde ins Grab werfen, um es in einer anderen Gestalt zu erwecken? Nein, so bald irgend wann uns irgend wo das erste organische Leben aus dem Streit der rohen Kräfte der Massen sich entfaltete und als Quell hervortrat, floß der Strom dahin und konnte nie wieder stillstehn. Aber wie die Wellen eines Stroms in ewigem Wechsel hinab wallen, so die Formen des Lebens, und kein jetziges Jahrtausend, mag je ganz dem vorhergehenden gleichen; doch Stillstand ist nicht gedenkbar. Die Natur hat nicht nöthig den Athem einzuziehen wie das Thier; ununterbrochen wehet ihr warmer Hauch durch alle Formen des Lebens, und treibt sie ihrer Vollendung zu. Unwillkührlich hängt sich die Hypothese an die Erfahrung, und die Phantasie schiebt die künftige Beobachtung der Gegenwart unter. Immer werden die Organism der Erde der Stufe der Ausbildung ihrer gesammten Verhältnisse entsprechen. Daher mögen manche organische Formen sich nicht nur umgeändert haben, manche mögen verschwunden, andere an ihre Stelle getreten sein,

ohne alle Revolutionen. Wie die Erde reif war die jetzige Krone ihrer Organisation, den Menschen zu tragen, trat er auf seinen Schauplatz. Aber die Zeit kann kommen, wo in dem Strome der Entwickelung die Periode der Erde vorüber ist, in deren gesammten Verhältnissen der Organismus des Menschen lag; er kann einst bei einer noch höhern Ausbildung der Erde als zu schwer, zu sehr an der Masse klebend, ohne Halt zusammen sinken, oder nach in geistigere Formen übergehn!

Doch — abgesehn von allen Hypothesen, glaub' ich dargethan zu haben: daß den obigen Resultat keine Gründe von Bedeutung entgegen stehn, und fahre in meiner Untersuchung fort.

Drittes Resultat.

Es gab ein Urvolk von welchem die uns durch die Geschichte bekannt gewordenen, oder noch lebenden Völker ausgingen, und eine Ursprache, von der alle übrigen todten und noch lebenden Sprachen abstammen.

Wer die beiden ersten Resultate zugestanden hat, muß dies dritte gleichfalls zugestehn, weil es unmittelbar aus jenen herfließt; auch leuchtet ein' daß ein Urvolk ohne Ursprache nicht gedacht werden kann; doch müssen hier die Begriffe von Urvolk und Ursprache, wie sie hier genommen werden, noch genauer erläutert, und dabei auf die sich nun

schon weiter ausbreitende Überlieferung und auf manche alte und neue Sprachen Rücksicht genommen werden.

Unter Urvolk werden hier die sämmtlichen Menschen verstanden, welche im Urlande bei der letzten Revolution der Erde sich retteten und dem allgemeinen Verderben entgingen. Das Beisammenwohnen auf diesem Hochlande, die nicht stark von einander abweichenden klimatischen und andere Verhältnisse des Bodens und die Verwandtschaft ihrer Sprachen, wie sie in der Folge sich zeigen, berechtigen wohl zu dem Schluß: daß sie ursprünglich alle einem Stamme angehörten, also im engern Sinne des Worts ein Volk ausmachten. Damit ist nun aber gar nicht geleugnet, daß dies Volk sich nicht schon wieder, wie wir es bei allen Völkern des Alterthums finden, in Stämme getheilt hätte, deren Sprache sich schon in eigene Dialecte verschieden gestaltete, und deren ganze Vorstellungsart von einander abwich. Genauer brtrachtet, konnte dies bei dem großen Flächenraum des Hochlandes, das selbst durch hohe Bergzüge wieder getheilt und begrenzt ist, nicht wohl anders sein.

Wenn auch den oben angegebenen Gründen zu Folge angenommen werden muß, daß das ganze Hochland theils in, theils nahe an der heißen Zone lag, so mußte doch die verschiedene Lage und Höhe der Wohnplätze einen bedeutenden Unterschied in der

Temperatur der Luft hervorbringen; ja Gebirgs- und Thalvölker mußten entstehen, und die Charaktere welche diese verschiedenen Lebensweisen hervorbringen, mußten anfangen sich zu entwickeln. Die Bewohner der weiten Ebenen mußten in ihrer Lebensart und Gestalt sich schon den Menschen der heißen Zone nähern, ihre Haut konnte sich bräunen, ihr Haar sich kräuseln und die Lippe sich aufwerfen, während ihre Gebirgsnachbaren, obwohl mit ihnen aus einem Stamme entsprossen mit einer weißen Hautfarbe alle Eigenthümlichkeiten erhielten, welche ein kühleres Klima erzeugt. Daß diese Verschiedenheiten den Bedürfnissen der Lebensweise gemäß sich in Gebräuchen und Sitten und selbst in der Sprache noch mehr ausbilden mußten, ist natürlich.

Eine Ursprache der Menschen kann man sich wohl nicht anders als einsilbig denken. Der einfache Wurzellaut ging sicher den zusammengesetzten Silben und Wörtern; der Umlaut jeder künstlichen, der Regel unterworfenen Biegung, voraus. Der einfache Ton, als Zeichen der Empfindung ging in den einfachen Laut, als Zeichen des Begriffs über. Es gehörte Nachdenken und Überlegung dazu, das Zeichen eines Begriffs gleich mehrsilbig anzunehmen, oder durch Biegung mehrsilbig zu machen, um dadurch die verschiedenen Beziehungen des Begriffs auszudrücken, wozu man sonst immer neue Laute oder Silben nöthig hatte. In dieser einsilbigen

Sprache konnten die Menschen indeß schon einen so hohen Grad der Ausbildung erlangen, daß ihre religiösen Begriffe und selbst ihre Sagen und Mythen sich gestalteten. In der Fortbildung konnte sich diese Sprache, eben weil sie einsilbig war, schnell umgestalten, und nicht allein in den verschiedenen Volksstämmen in verschiedene Dialecte zerfallen, sondern sich auch auf ganz verschiedenen Wegen wissenschaftlich ausbilden. Dies konnte geschehen

1) einsilbig, wie der chinesische Sprachstamm noch jetzt ist;

2) mehrsilbig, wie in den samscrittischen und semitischen Sprachstämmen, und

3) einsilbig und mehrsilbig zugleich, wie in den Sprachen in Tibet und aller sogenannten Hindusinesischen Völker.

Die verschiedenen Richtungen dieser Bildungen mußten schon früher im Urlande sich sondern, wenn auch die vollendete Ausbildung erst spät nach den Auswanderungen erreicht wurde. Aus dieser Ansicht wird es erklärlich, wie in allen diesen Sprachen, bei der außerordentlichen Verschiedenheit in Bau und Regel, doch so viel Gemeinschaftliches in Ton und Bedeutung einzelner Wörter liegen kann; dies entspringt aus den einfachen allen zum Grunde liegenden Wurzeln der Ursprache.

Man könnte hier einwerfen: zu diesen Umbildungen, so wohl der Stämme selbst als ihrer

Sprachen, gehöre ein undenklich langer Zeitraum, den aber der eigenen Annahme zu Folge, die Menschen vor der Revolution noch nicht durchlebt haben sollten. Man bedenke indeß, daß hier von lauter ungewissen Zeiten die Rede ist. Weder können wir die Zeit bestimmen welche das Menschengeschlecht bis dahin durchlebt hatte, noch die Zeit welche erforderlich ist, den Anfang einer solchen abweichenden Ausbildung sichtbar zu machen. Folgende Bemerkungen verdienen hier in Betracht gezogen zu werden. Daß das Menschengeschlecht bei jener großen Revolution der Erde seinem Ursprunge noch nahe war, wenigstens in Vergleichung mit der Zeit die seitdem verflossen ist, kann nicht wohl bezweifelt werden. Es lagen also in dem Organismus alle Keime und Anlagen, welche einer abweichenden Ausbildung durch äußere Einwirkungen fähig waren, noch in gleicher Empfänglichkeit neben einander, weil die wirkliche Ausbildung einer dieser Anlagen die andern noch nicht geschwächt oder gar vernichtet hatte. Es konnte jene körperliche Verschiedenheit daher weit schneller sichtbar werden, als wir dies jetzt anzunehmen geneigt sind. Daß ferner noch rohe, einfache Sprachen sich schneller umbilden können als ausgebildete, an Biegungen und Regeln gebundene, geht nicht allein aus der Natur der Sache hervor, sondern wird auch durch die Erfahrung bestätigt. Manche amerikanische Stämme,

die nicht weit von einander wohnen, und deren Trennung ihre Sage gar nicht hoch hinauf setzt, können sich unter einander nicht mehr verstehen, obwohl klar ist, daß sie früher eine Sprache redeten.

Da der Zweck dieser Erläuterungen von Urvolk und Ursprache kein anderer war, als die Möglichkeit zu zeigen, daß unser drittes Resultat aus den beiden ersten abgeleitet werden könne, ohne mit den einzelnen Bestimmungen derselben, oder den geschichtlichen Überlieferungen in Widersprüche zu gerathen, so brauch' ich diesen Gegenstand hier nicht weiter zu verfolgen. Noch bleibt aber eine andre wichtige Betrachtung und Vergleichung übrig, nehmlich der geschichtlichen Überlieferungen von der Auswanderung des Urvolks aus dem Urlande, oder richtiger von der Auswanderung einzelner Stämme desselben, welche in den Gegenden wohin sie zogen, dann als eigene Urvölker erscheinen, in Beziehung auf alles oben Gesagte.

Man würde sich von der Auswanderung des Urvolks eine sehr unrichtige Vorstellung machen, wenn man annehmen wollte: das gesammte Volk habe mit einem mal den Entschluß gefaßt, sein Urland zu verlassen, und in dieser oder jener Richtung auf gut Glück auszuwandern. Keine alte Überlieferung enthält so etwas, wenn sie richtig erklärt wird. Dem Zendvolk, den Hindu wie den Chinesen, ist ihr Stamm, das Volk schlechthin;

ihr Land die Erde; wandern sie in ein anderes Land, so wird dies eben erst für sie geschaffen; es war früher nicht da, d. h. es war ihnen früher nicht bekannt. Diese Form der Ausdrücke entspricht dem hohen Alterthum dieser Sagen so ganz, daß man ihre Ächtheit in Zweifel ziehen könnte, wenn es anders wäre. Sehen wir daher auf jene Auswanderungen, wie sie aus der Natur der Verhältnisse welche nothwendig unter den Urstämmen statt finden, und durch die örtliche Beschaffenheit des Landes nach und nach erfolgen mußten.

Man denke nicht daß die Folgen der letzten Revolution der Erde sich sehr schnell entwickelten und der Zustand der Ruhe bald wieder eintrat. Schon die Überlieferung giebt hier Zeugniß, daß der Winter nur allmählig eine feste Gestalt annahm, und wenigstens von fünf bis zu zehn Monaten nach und nach alle Stufen durchlief. Es ist ein Naturgesetz, daß alle großen Bewegungen nie mit einem Mal, oder schnell in Ruhe übergehn: sondern sich nur durch immer vermindertes Schwanken derselben nach und nach nähern. Dies mußte nun nicht allein mit der Lage der neuen Rotationsaxe der Erde, sondern auch mit der Richtung derselben gegen ihre Bahn der Fall sein. So lange diese Schwankungen noch stark waren, mußten tief liegende Länder, vorzüglich in nicht zu großen Entfernungen von dem neuen Äquator, wechselsweise

von den angrenzenden Meeren bedeckt und verlassen werden. Es war also natürlich daß die Menschen wenn sie auch von den Gipfeln ihrer Gebirge die schönen Länder unter sich liegen sahen, von der Furcht auf ihren kalten, aber sichren Höhen zurückgehalten wurden. Erst wie das Schwanken der Erde so weit verschwunden war, daß die Folgen nicht mehr bemerkt werden konnten, wie der Winter sich gestaltet hatte wie er noch jetzt ist, wurden die Wanderungen unternommen.

Nun konnt' es aber nicht fehlen daß nicht manche Stämme, die vielleicht früher schon hoch und kühl wohnten, sich in dieser, gewiß nicht kurzen Zeit an das neue Klima gewöhnten, ihre Lebensweise darnach einrichteten, und sie lieb gewannen. Diese dachten an keine Auswanderung, und noch jetzt scheinen die Überreste solcher Urstämme die Wirklichkeit dieser Annahme zu bestätigen. Nicht auf dem großen Hochlande selbst, wo in der Folge die Völker wogten, wie früher in den Tiefländern die Meere; sondern in den fast unzugänglichen Thälern des Hindu-Kusch, die bis zur Grenze des ewigen Schnees hinauf reichen, sich aber auch zwischen steilen zerrißnen Felsgebirgen so tief herab winden, daß die Sonne in ihnen den Wein zur Reife bringt, hausen als Urbewohner die Siaposchen, oder Kafern, welche weder die Eroberungssucht Alexanders noch Timurs unterjochen konnte, und an

deren Muth sich bis jetzt selbst der Fanatismus der Muselmänner bricht. Sie bleiben, geschützt durch die fast unersteiglichen Gebirge ihres Landes, den Satzungen ihrer Väter, wie dem angebohrenen Boden getreu.

Ganz anders mußten Lebensweise und Denkart der Menschen sich gestalten in den Thälern des Himalaya, an den Ufern der Quellströme des Ganges. Diese Thäler ziehen sich, ohne durch sehr rauhe abschreckende Stufen unterbrochen zu werden, zu dem schönen Indien herab; daher sanken die Urbewohner derselben gleichsam von selbst, so bald es möglich war, auf die niedrigern Flächen herunter. Familien mochten hier anfangs Familien folgen, und sich dann zu eigenen Stämmen ausbilden; dann folgten dem Zuge Stämme auf Stämme, welche einer den andern wie eine Welle die andre vor sich hindrängten, dann auf der ganzen Halbinsel nach allen Seiten sich festsetzten. Daher die ursprüngliche Form und Einrichtung der Hindu, sich in unzählige kleine Gemeinheiten zu theilen, unter eben so vielen Rajas, welche anfänglich wohl nur als Führer der wandernden Stämme zu betrachten sind; daher ferner die frühen Kämpfe zwischen einzelnen Stämmen, das frühe Entstehen erblicher, herrschender und unterworfener Stämme als Kasten; daher endlich erobernde Staaten und

Kriege, und was die ältesten Überlieferungen der Hindu im bunten Gemisch zeigen, oder ihre großen Epopöen mit eigenthümlichen Reitz besingen. Die Völker der Halbinsel jenseits des Ganges, geben nach den dürftigen Nachrichten, die wir von ihnen haben, in ihren sieben großen Stromthälern zu ähnlichen Voraussetzungen Veranlassung.

Ganz anders mußten diese Auswanderungen in Gegenden sich bilden, wo die Randgebirge des Hochlandes weniger von großen Strömen durchbrochen, höhere und rauhere, nur mühsam und mit Gefahr zu erreichende Stufen bilden. So etwa wie das Hochland nordwestlich gegen Iran hin. Hier thaten sich, wenn das freundlichere Land gehörig erkundet war, wohl mehre Stämme zusammen, um unter einen gemeinschaftlichen Anführer die Wanderung zu bestehn und einer den andern zu helfen. So machte es der geschichtlichen Überlieferung zu Folge auch wirklich das Zendvolk unter Dsjemschid, welches eben diesen Weg an den steilen Ufern des Gihon herab zog. Daher bildeten die ausgewanderten Stämme aber so fort in ihren neuen Wohnsitzen nur ein Volk und ein Reich unter einen Beherrscher. Daraus entwickelten sich nun alle die auffallenden Verschiedenheiten, die man in der Vergleichung dieses Volks mit den alten Hindu entdeckt, so wohl in bürgerlicher als kirchlicher Hinsicht, und die man

bei der anderweitigen großen Übereinstimmung beider Völker, ohne diese Rücksicht auf die Formen welche aus ihrer ursprünglichen Einwanderung in ihre nachmaligen Wohnsitze entsprangen, gar nicht erklären könnte. Jetzt begreifen wir die Einheit in den Religionswesen, den Mythen und Sagen des Zendvolks, als Folge der ursprünglichen Verfassung desselben; und eben so liegt der Grund der zahllosen Abweichungen in Sagen, Mythen und religiösen Begriffen der Hindu uns in ihrer ursprünglichen, zerstückelten Einrichtung vor Augen. In jedem Stamme, in jedem Tempel, der seine eigne Priesterschaft hatte, bildete das Mitgebrachte sich einseitig fort, weil kein gemeinsames Band vorhanden war, welches die Übereinstimmung hätte erhalten können. Da endlich eine größere bürgerliche Einheit errungen und durch Eroberung befestigt war, hatten die Keime der religiösen Entzweiung bereits zu tiefe Wurzel gefaßt, und das bürgerlich vereinigte Volk fiel durch kirchliche Spaltungen wieder auseinander; Secten standen feindseelig gegen einander auf, wurden bald herrschend, bald unterdrückt; bald verfolgend, bald verfolgt.

Die unvollständigen Überlieferungen der Chinesen sagen in Ganzen nur aus: daß das Volk ursprünglich von dem Hochlande herab gewandert sei, und zwar zu einer Zeit, wo das Flachland vorher von hohen Fluthen verheert war. Darf

man von der Ähnlichkeit der Folgen auf ähnliche Ursachen zurückschließen; so mußte die Art der Auswanderung der Chinesen aus dem Urlande, und ihre Niederlassung in den nachherigen Wohnsitzen, mit der Wanderung und Niederlaßung des Zendvolks viel Ähnliches haben; denn hier wie dort, scheint von jeher Vereinigung der Stämme, und Einheit der Verfassung geherrscht zu haben.

Die Auswanderungen gegen Norden vom Hochlande, entziehen sich, aus Mangel an Nachrichten, unsern Untersuchungen gänzlich; doch stellt sich hier unserem Blick eine höchst merkwürdige Erscheinung dar. So wie im Süden der Himalaya und Hindu-Kusch, so bildet im Norden der hohe Altai den Hauptwall und Stützpunkt des Hochlandes, über welches er seine mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel hoch empor hebt. So wie am Hindu-Kusch, finden sich auch hier in den Hochthälern und Wäldern des Altai kleine Überreste von Urvölkern, in ihren Religionsbegriffen, Sitten und Gebräuchen, ihren Brüdern im Süden fast völlig gleich; ihre Sprachen zu vergleichen fehlt es noch an Hilfsmitteln.

Daß alle bewohnbaren Theile des Hochlandes selbst bevölkert wurden, ehe Auswanderungen in die Tiefländer vorfielen, ist sehr wahrscheinlich. Viele Gegenden des Hochlandes sind, in ihrer jetzigen Beschaffenheit, durchaus unbewohnbar.

Fluthen scheinen ungeheure Sandbänke, Geröll und Thonlager darauf abgesetzt zu haben. *) Ob dies bei der letzten Revolution oder einer frühern geschah? Wer wird das entscheiden wollen? Gewiß ist: daß es nach der letzten großen Umbildung nicht geschehen sein kann. War die Oberfläche des Hochlandes nun bei dem Anfange der jetzigen Weltperiode schon so wie sie noch jetzt ist: so mußten die Urstämme, wie noch jetzt die tartarischen Horden, an den Gesenken der binnen Ströme, an den Ufern der binnen Seen und andern oasenähnlichen Weideländern umherziehen. Stuft an solchen Orten das Hochland sich sanfter ab, ohne daß Randgebirge die Wege sperren oder gefährliche Engpässe bilden, so dürften in Gegenden der Art vielleicht die ersten Auswanderungen geschehen sein, wenn auch keine Überlieferung ihrer gedenkt. Eine ähnliche Gegend findet sich wirklich am Hochlande gegen den Kaspischen See hin, und eine bequeme Straße bildet sich hier am Ural hin nach Europa. Daß in den frühesten Zeiten mehre Urstämme diesen Weg gefunden haben mögen, scheint sich durch die spätern Überlieferungen von den Wanderungen caucasischer Völker zu bestätigen; welche fast überall in Europa schon Völ-

*) Ritters Erdkunde B. I. p. 494.

ker vorfanden, deren Väter wohl jene Straße gezogen sein mochten.

Der nordöstliche Weg an der andern Seite des Altai scheint rauher und von Gebirgen unterbrochen zu sein; auch fehlen geschichtliche Überlieferungen und Andeutungen hier gänzlich.

Eine andre höchst merkwürdige Erscheinung muß hier wenigstens erwähnt werden, wenn auch für jetzt noch keine genügende Erklärung möglich ist. Daß die alten Ägypter von jenem Urvolk Asiens abstammen, beweisen die Verwandtschaft ihrer Sprache und ihre Religion hinlänglich. Sie bestanden aus mehren Stämmen, von welchen einer schwärzlich von Farbe, sich dem heißen Klima schon angebildet hatte, wie der zweite, lichtere erst ankam, etwa wie die schwarzen und weißen Juden in Indien neben einander stehen. Welchen Weg nahmen diese Stämme, um sich in Meroe und im Nilthal zu einem der größten Völker des Alterthums auszubilden? Daß diese Wanderung sehr früh geschehen mußte, beweist der Umstand, daß dies Volk in Theben schon eine bewundernswürdige Stufe geistiger Kultur erlangt, schon ein Weltreich gestiftet hatte, und auch schon wieder von seiner Höhe herabgesunken war, da es eigentlich in unsre alte Geschichte eintritt.

Eine alte Überlieferung, im mythischen Gewande, scheint doch eine geschichtliche Hindeutung

auf jene Wanderungen zu enthalten. Neun Menschen-Paare (Stämme) entsprossen aus dem Urstamme des Zendvolks selbst, sollen vom Urlande über das Meer gewandert sein. *) Wohin, wird nicht gesagt, auch das Meer nicht näher bezeichnet. Daß hier aber nur von dem Meere zwischen Asien und Africa die Rede sein kann, ist wohl einleuchtend. So wenig eine solche geschichtliche Hinweisung Werth haben würde, wenn sie isolirt da stände, so wichtig wird sie, wenn sie, wie hier der Fall ist, mit unleugbaren Thatsachen der Geschichte in Verbindung tritt, und hier zu Aufklärungen führt. Daß die Wanderung schon eine rohe Schiffahrt voraussetzt, kann ihrer Wahrscheinlichkeit nicht schaden, da wenig Kunst dazu gehört, den persischen und arabischen Meerbusen bei ihren engen Einmündungen ins Meer zu übersetzen, und man die Kunst auf Flößen und Schiffen Ströme zu befahren gewiß schon sehr früh kannte.

Diese wenigen Züge aus den ältesten Überlieferungen der Völker, und aus einer Vergleichung derselben mit dem Örtlichen des Urlandes abgeleitet, mögen hier genügen, da eine weitere Ausführung derselben nicht in dem Zwecke dieses Versuchs liegt.

---

*) Bun — Dehesch. XV.

Viertes Resultat.

Es gab eine Urreligion, aus welcher alle Religionen des Alterthums hergeflossen sind.

Die drei ersten Resultate dienen diesem vierten zur Grundlage, welches für Gegenstände der Alterthumskunde überhaupt und der Mythologie insbesondre von außerordentlichem Einfluß ist. Aber auch hier muß der Begriff einer Urreligion, wie wir ihn nehmen, umständlich erörtert werden.

So wie das Urvolk selbst sich in seiner Sprache und gesamten Lebensweise in verschiedenen Richtungen fortbildete, so muß auch seine Religion einen gleichen Gang genommen, sich nicht allein vom Niedrigern zum Höhern, vom Besondern zum Allgemeinen emporgeschwungen, sondern auch in verschiedenen, abweichenden Richtungen sich fortgebildet haben. Es mußte eine Zeit geben, wo die Religion des Urvolks, wie seine Sprache, für alle Stämme eins war; es mußte die Zeit aber auch kommen, wo die Sprache in Dialecte zerfiel, die Dialecte wieder zu eigenen Sprachen sich gestalteten; so auch mußte die Religion sich in Secten spalten, die Secten sich wieder zu eigenen Systemen ausbilden. Aber so wie man in verschiedenen Dialecten immer noch die gemeinschaftliche Mutter erkennt, und einen durch

den andern erklären kann, so auch die verschiedenen religiösen Secten welche aus einem Stamme entsprossen sind; ja in den entferntesten Formen religiöser Begriffe erbt, wenn ich mich so ausdrücken darf, die ursprüngliche Farbe noch fort.

Nehmen wir die religiösen Überlieferungen aller alten, uns bekannten Völker der Urzeiten zusammen, so ist die Grundlage ihrer Religionen: Verehrung von Naturwesen in einem sinnlich rohen Feuercultus. So finden wir die Religion noch jetzt bei den ältesten Völkeresten, am Hindu-Kusch und Altai, und bei einzelnen zerstrenten Horden Sibiriens, welche den ererbten Begriffen anhangend, dieselben noch, ohne mächtig wirkende äußere Ursachen, Jahrtausende unverändert forterben werden; so tritt diese Grundlage in den verschiedenen Religionen aller alten Völker in Osten, Süden und Westen des Hochlands unwiderleglich hervor. Sonne, Mond und Gestirne am Himmel, das Feuer, ihr Abbild auf der Erde, und neben diesem Luft, Wasser, Erde u. s. w. das sind die Hauptgegenstände der Verehrung des Urvolks in seinen frühern Zeiten, das sind noch die Götter der Völkerstämme welche bei dieser Uransicht stehn geblieben sind.

Es ist allerdings eine schwierige psychologische Aufgabe, zu erklären wie die Menschen aus diesem Schlummer einer noch rohen Sinnlichkeit,

wie sie in dieser Grundlage erscheint, erwachen, und zu dem Übersinnlichen und Geistigen, wie in den schon im Urlande selbst beginnenden Offenbarungssagen vor Augen liegt, emporsteigen konnten?

Wenn wir diese Frage blos psychologisch nehmen, scheinen nur drei Wege in der Möglichkeit zu liegen. Für den ersten muß angenommen werden, daß die Menschen sich nach und nach wissenschaftlich ausbildeten und zu einer hohen Stufe wahrer Naturphilosophie gelangten. Allein dieser Ansicht scheint das gesammte Alterthum zu widersprechen. Denn eben die Völker, welche die tiefsten Ideen über Gott, Freiheit und Unsterblichkeit, über Gut und Böse und den Zweck der Schöpfung überhaupt aussprechen, finden sich in allen übrigen Dingen noch auf der niedrigsten Stufe der Naturwissenschaft, und verrathen von den größten Gegenständen derselben kleinliche und kindische Begriffe. So ist ihnen z. B. die Erde eine, vom Meer umgebene Scheibe, welche in der Mitte sich als ein ungeheurer Berg emporhebt, und über dessen Gipfel das feste Gewölbe des Himmels eine Öffnung hat; unter der Erde befindet sich das Reich der Finsterniß u. s. w.

Eine Hypothese, welche in neuern Zeiten aufgestellt wurde dies Räthsel zu lösen; daß nehmlich der Mensch in jenem kindlichen Alter des Geschlechts, noch gleichsam eins mit der Natur, durch

geistigen Instinkt das Wahre sahe und aussprach, was er nachher, als der Verstand in ihm erwachte, von der Natur ihn trennte und herrschend wurde, selbst durch Nachdenken nicht wieder finden konnte; liegt zu weit aus dem Kreise aller Erfahrung entfernt, und steht mit der Natur uud den Fähigkeiten unseres Geistes, wie diese in der ganzen Geschichte unseres Geschlechts erkannt werden, in zu ofnem Widerspruch, als daß sie Überzeugung bewirken könnte. Daher konnte allerdings einem Forscher wie Fr. Schlegel, bei der eigenthümlichen Richtung seines Geistes, die Überzeugung sich aufdringen: daß jene Erhebung nur durch unmittelbare Offenbarung der Gottheit möglich gewesen sei, *) und allerdings ist unmittelbare Offenbarung Gottes der zweite psychologisch mögliche Weg.

Bei den ältesten Völkern sind Gott und die Natur eins. Das Naturgesetz ist Wille der Gottheit, die Wirkung desselben unmittelbare Wirkung Gottes. Daher entschließt sich Gott nach eben vorliegenden Gründen, zu diesem oder zu jenem; freuet sich des Gelingens seiner Handlungen, oder bereuet sie. Gott, sagt eine der ältesten heiligen Sagen, weiß zwar alles vorher, nur nicht die freien Handlungen der Geister; **) dadurch wurde

---

*) Über Sprache und Weisheit der Indier. p. 104, 105 u. s. w.

**) Im Schastah des Brahma beim Holwell.

ein fortdauerndes, unmittelbares Eingreifen Gottes nothwendig, wenn er seine Zwecke erreichen wollte. So wie indeß unsere Begriffe von dem Wesen und Eigenschaften Gottes vervollkomnet wurden, verschwand diese Ansicht immer mehr, und an die Stelle der unmittelbaren Wirkungen Gottes, traten die Gesetze der Natur. Nur der Mißverstand kann darin ein Entfernen, eine Sonderung der Natur von Gott erkennen, da die Natur selbst und alle ihre Gesetze in jedem Augenblick als von Gott abhängig gedacht werden müssen. Jedes Naturgesetz kann also in einer höhern Ansicht als eine unmittelbare Wirkung Gottes betrachtet werden, weil es ohne diese selbst aufhören würde zu sein.

Sehen wir nun alles in der Welt nach Naturgesetzen erfolgen, und nennen die Wirkungen derselben, wie der Sprachgebrauch es will, mittelbare Wirkungen Gottes; was kann man nun mit unmittelbarer Wirkung Gottes für einen Begriff verbinden? Sie ist, im Gegensatz obiger Bestimmung, die Hemmung eines Naturgesetzes, welches gewirkt haben würde, wenn die unmittelbare Wirkung nicht eingetreten wäre und ein Glied in die Kette der Wirkungen eingeschoben hätte, das sonst nicht zur Wirklichkeit gekommen sein würde. Auf die Frage: warum Gott wohl solche Eingriffe in den von ihm selbst bestimmten Gang der Natur mache? dient die Antwort: daß die gehemmte Wir-

fung des Naturgesetzes hier den Zweck nicht erreicht haben würde, welchen Gott erreicht haben wollte. Hier stehn wir nun an dem Punkt, wo der Rationalismus und Supranaturalismus ihren endlosen Kampf beginnen in welchen wir keineswegs gesonnen sind uns zu mischen. Nur berührt mußte der Gegenstand hier werden, um zu zeigen, wie nahe verwandt diese Begriffe an sich sind, und noch mehr, wenn sie auf einen bestimmten Fall angewendet werden.

Diese Anwendung wird sich von selbst ergeben, wenn wir auf einem dritten Wege jene religiöse Erhebung der Urvölker zu erklären suchen. Wir nehmen dabei an: daß das Urvolk oder einige Stämme desselben, bei ihrem kindlichen Glauben, in welchem sie die glänzende Sonne, die Gestirne, das im Dunkeln Licht schaffende und so nützliche Feuer, das die Erde fruchtbarmachende Wasser, die Luft u. s. w. verehrten, doch einen Grad intellectueller Bildung erhalten hatten, daß die Geister fähig waren jene höhern Begriffe der Religion zu fassen. Ich kann mir keinen Grund denken, der dieser Annahme entgegen stände; denn diese Reife der Empfänglichkeit kann keineswegs mit jener Stufe wissenschaftlicher Bildung verwechselt werden, von der oben die Rede war. Nun stelle man sich den Eindruck vor, den jene fürchterliche Revolution der Erde auf diese Geister machen mußte. Bei dem regelmäßigen

Gange der Natur, hatten sie die glänzenden Himmelskörper als wohlthätige Wesen verehrt, deren Wirkungen auf die Erde sie empfanden. Nun stieg wie aus der Tiefe ein andrer ihnen unbekannter, trüber Körper herauf, dessen Einflüsse ihn bald als feindseleig zeigten; ein Naturfeind, wollte er die Erde und die, durch seine Nebel verhüllten, Gestirne zerstören. Eine andre Vorstellung konnten sie sich von der schrecklichen Erscheinung gar nicht machen. Zwar liefen Sonne und Mond ihre Bahnen am Himmel fort, d. i. sie blieben sichtbar, wurden nicht wie die kleinern Sterne verhüllt; doch kamen sie der Erde in dieser großen Gefahr nicht zu Hilfe, blieben gleich entfernt und mußten mit gedämpften Lichte scheinen.

Gleichwohl wurde der Naturfeind zurückgeworfen; er entfloh — die Erde blieb, die Gestirne kamen wieder zum Vorschein, die Gluthregen verschwanden und nach und nach legte sich die Wuth der Elemente. Sonnenschein und Regen kehrten wieder, wenn auch die Mitherrschaft des Feindes bemerklich blieb. In diesem fürchterlichen Kampf war indeß, so mußte es scheinen, eine höhere unsichtbare Macht wirksam gewesen. Hier hatten nicht die angebeteten Gestirne, nicht Luft nicht Wasser geholfen, sie alle schienen überwunden; aber eine höhere unsichtbare Macht trat ins Mittel, und gewährte Schutz für alle. Man hatte bis dahin große aber

sichtbare Mächte verehrt, jetzt lernte man in der grausen Erfahrung eine größere, unsichtbare Macht ahnen und glauben, und so entsprang in den zagenden Gemüthern die Idee eines allmächtigen und guten Wesens: das aber bei dem gewöhnlichen Lauf der Dinge die Regierung der Welt untergeordneten Wesen überlasse, und so fanden die früher verehrten Mächte ihre Stelle.

War nun dadurch die Idee des Unsichtbaren, und unsichtbarer Wesen überhaupt in das Gemüth getreten, so wurde der zweite Schritt leichter. Der Mensch welcher über seine großen Erfahrungen dachte, erkannte sich selbst als jener unsichtbaren Welt angehörend; nur sein Körper gehörte dieser sichtbaren Welt an, die wie er selbst vergänglich war; sie hatte ja in der eben überstandenen Gefahr kaum ihr Dasein, wie der Mensch kaum sein Leben gerettet. Sie war also nicht das Bleibende, weil sie der Gefahr erliegen konnte, und ein Höheres wurde geahnet. Jetzt sprach die, in der Brust guter Menschen nie verstummende Stimme des Gewissens, und die Begriffe von Gut und Böse, gereift in den früher bearbeiteten Begriffen von Licht und Finsterniß, traten lebendig hervor, und bestimmten als Zweck der sichtbaren Welt, den Sieg des ersteren über das letztere. Der Mensch hörte nun ganz auf Geschöpf der Erde zu sein; seine Präexistenz und sein Fortleben nach dem Tode, mit der Idee von Strafe und

Belohnung, waren von nun an unwandelbarer Glaube.

Die hier angedeuteten Züge, sind die Grundzüge der Religlonen der vorzüglichsten Urvölker Asiens, und werden noch jetzt von mehr als drei viertel aller Bewohner dieses Welttheils geglaubt. Dasein eines unendlichen Urwesens, Regierung der Welt durch Mittelwesen, Präexistenz und Unsterblichkeit der menschlichen Seelen, Strafe und Belohnung nach dem Tode und endlicher Sieg des Guten über das Böse; dies sind die überall zu erweisenden Grundzüge, die in verschiedenen Formen und bald mehr bald weniger noch in den frühern sinnlichen Cultus gehüllt, angetroffen werden.

Die Idee der unsichtbaren, übersinnlichen Welt konnte indeß nur in den Geistern der am meisten Vorgeschrittenen klar werden, und diese betrachteten sie als Offenbarung der Gottheit. War dies nicht wirklich so? Konnten sie in dem fürchterlichen Weltkampf, in welchem sie wunderbar erhalten wurden, die Hand des Allmächtigen verkennen? Er sprach ja zu ihnen, freilich in Worten nicht; sondern dadurch daß er durch große Eindrücke von aussen, das in ihnen schlummernde Göttliche weckte. Nun redeten sie als Lehrer ihrer Brüder im Namen des Ewigen, und von diesem Augenblick an, zieht die alte Offenbarungslehre sich durch die Völker herab, wie ein Strom, entsprungen aus überirdischem Quell.

Daß im Urlande noch nicht alle Stämme in ihrer Bildung so weit vorgeschritten sein mochten, hab' ich schon bemerkt. Daher wanderten auch Stämme aus, die nichts kannten als ihren alten, rohen Cultus; und daher traten in der Folge die beiden verschiedenen Religions-Systeme sich entgegen, das ältere sinnliche, sich als Naturalismus ausbildende, und das jüngere, geistige, den Supranaturalismus lehrende.

Diese Erklärung der Entstehungsart der ältesten Religionen Asiens und der alten Offenbarungssagen ist freilich nur Hypothese; allein bei einem Gegenstande, der nur durch Hypothesen erklärt werden kann, ist die wahrscheinlichste die beste. Man unterscheide auch die Hypothese selbst, von den Thatsachen, auf welche sie gebaut worden; man kann sie selbst verwerfen; die Thatsachen aber ruhen auf geschichtlichen Gründen. Sie bestehen in den oben angegebenen Grundzügen der Religion, gekleidet in Offenbarungssagen und gehüllt in sinnlichen Naturdienst, welcher früher allein herrschend war.

Die Hauptreligionen bildeten sich nun in und durch Offenbarungssagen fort, dies liegt geschichtlich am Tage. Es ist begreiflich, daß diese Sagen, bei allem Gemeinsamen doch sehr von einander abweichen mußten. Heomo und Zoroaster, Buddha

und Brahma (nicht die Götter dieses Namens, sondern die ersten Gründer ihrer Lehre) lebten an verschiedenen Orten, zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Stämmen, welche schon verschiedene Dialecte oder Sprachen redeten.

Obwohl alle diese Sagen, und die in ihnen enthaltenen Systeme, von der Idee eines unendlichen großen Urwesens ausgehn, so weichen sie doch schon in der Lehre von der Regierung der Welt sehr von einander ab, und zerfallen in dieser Hinsicht in zwei Hauptpartheien. Die

Erste nimmt an: das große Urwesen lasse die Welt durch ein, von ihm hervorgebrachtes großes Wesen als seinen Statthalter regieren, der dann wieder eine große Anzahl Gehilfen, unter sich habe. Dieser große Regent des Himmels und der Erde heißt Buddha *) oder Ormuzd. **) Die

Zweite Parthei verwirft diesen großen Statthalter, und setzt drei andere große göttliche Wesen an seine Stelle, Brahma, Wischnu und Schiwen. Selbst der Begriff den sie mit diesen drei Wesen, welche zugleich Naturwesen — Sonne, Luft und Feuer — sind, verbinden, unterscheidet sich sehr von

---

*) Buddha oder Budha, von Budhi im Sanskrit, mens, intellectus.

**) Ormuzd zusammengezogen von Ehorè mezdao d. i. im Zend: der große Herr, oder Herrscher.

dem Begriff, welchen die erste Parthei mit dem Regenten der Natur verbindet, den sie von allen Naturwesen unterscheidet.

In der Lehre von dem Menschen weichen beide Partheien nicht minder von einander ab, und die erste scheint wieder in zwei Abtheilungen unter sich zu zerfallen. Alle nehmen zwar die Präexistenz des Menschen an, aber mit den verschiedensten Bestimmungen. Die Ormuzddiener sehen in den Seelen der Menschen nur gute, heilige Geister (Feruers) welche nur eine Wanderung durch den irdischen Körper machen, um sich durch Bekämpfung des Bösen zu verherrlichen. Die Diener Brahmas sehen in den Seelen der Menschen nur böse Geister, die abgefallen von dem Schöpfer, durch die Seelenwanderung sich reinigen müssen: die Buddhaverehrer scheinen sich diesen Ideen zu nähern, wenn sie dieselben nicht ganz theilen. Diese Verschiedenheit der Ansicht, führt andere abweichende Lehren herbei. Nach der Ormuzdlehre können nur menschliche Geister als Menschen gebohren werden; nach der Brahmalehre können auch höhere Geister, Erzengel, selbst Götter als Menschen gebohren werden. Dieser Lehre treten auch die Buddhisten bei. Die Ormuzddiener zollten den menschlichen Seelen so wohl vor als nach diesem Leben (als Feruers) fast göttliche Verehrung: dies fällt bei den Brahminen von selbst weg, da sie nur gefallne Geister in den Seelen der

Menschen sehen; da ihrer Lehre zu folge aber auch Götter als Menschen gebohren werden können, in einer Avatar, so beten sie diese Menschen dann als wirkliche Götter an. Die Diener Buddhas schließen sich hier beiden Partheien an; sie zollen den verstorbenen heiligen Menschen göttliche Verehrung, und nehmen auch — wie es scheint — eine Avatar des Buddha an, wenigstens geschieht dies von den Birmanen, Japanesen, Lamaiten u. s. w. Auch weichen die Buddhaverehrer noch in andern Lehren von den Ormuzddienern ab, und schließen sich an die Brahminen; denn so haben sie wie diese Idole; das koloßale Bildniß des Buddha und viele Bilder der Siddhas, oder verstorbenen Heiligen, welche sie verehren; was den Ormuzddienern ein Gräuel ist. *)

---

*) Es versteht sich daß hier allein von dem die Rede ist, was diese verschiedenen Secten als Offenbahrungslehre anerkennen. Unter den Ormuzddienern finden wir, so weit die Zendbücher reichen keine philosophische Secten; unter den Hindu entwickelten sich wenigstens acht verschiedene philosophische Secten, welche zwar die heiligen Bücher behalten, aber jede nach ihrer eigenen philosophischen Ansicht erklären; und zwar dergestalt: daß es z. B. den Anhängern der Vedanta und Charvaka völlig gleich wäre, ob sie in Indien oder Italien lehrten, die Bibel oder die Vedas annähmen. Die erstern leiten ihr System aus den Vedas ab, die letztern verwerfen sie. Doch giebt es noch überall orthodoxe Partheien, welche sich buchstäblich an ihre heiligen Bücher halten.

Diese sonderbare Berührung und Trennung der Partheien, zeugt von einer sonderbaren Trennung und Vermischung der Urstämme bei ihren ursprüng-lichen Wanderungen, was durch die Sprachen in ihrer Vermischung und Verwandschaft noch mehr sich offenbart. An den Ufern des Jumna wird noch jetzt das Suraseni gesprochen, welches nach dem berühmten Leyden mit dem Zend eins sein soll; von Colebrooke aber mit dem eigentlichen Pra-krit gleich gestellt wird. Prakrit aber ist das noch rohe, unausgebildete Sanscrit. Wärend die Or-muzdlehre sich nun im Zend ausbildete, entfaltete sich der Buddhaismus vorzüglich im Pali, das sich zum Sanscrit, der Sprache des Vedas, gerade so verhält, wie das Prakrit. Zend und Pra-krit lebten dem eigentlichen Bildungslande der San-scrit gegen Norden, das Pali gegen Süden.

Die vier hier eben genannten Sprachen (Zend, Prakrit, Sanscrit, Pali) waren gewiß ur-sprünglich wenig abweichende Dialecte einer Mutter, und so auch die in ihnen sich bildenden Religionssy-steme, deren in der Folge abweichende Ausbildung ich eben in einigen Hauptzügen anzudeuten versuchte. Leider sind unsre Nachrichten über diese Gegenstän-de noch so unvollständig, daß manches nur erra-then werden muß, und man bei der größten Sorg-falt doch schwerlich ganz dem Irrthum entrinnen kann.

Von den oben genannten Secten, verbreitete sich die Ormuzdlehre vom Hochlande nach Iran herab, bis zum Caucasus hin; doch wurde sie endlich durch den Islam hier aufgerieben, und existirt nur noch in den kleinen Völkerresten, welche damals durch die Flucht sich retteten. Zugleich verbreitete sich der Buddhaismus über beide Halbinseln Indiens bis China und Japan hin; und später durch die Lamaiten über das ganze Hochland bis in den Norden Asiens. Nur in den Gangesländern bildete die Brahmalehre sich aus, und verdrängte die Buddhalehre von der ganzen Halbinsel diesseits des Ganges, wo ihre Überreste nur in den Gebirgen von Mysore sich bis jetzt erhalten haben. Man darf in dem Buddhaismus aber nicht Einheit der Lehren und Meinungen suchen, wie dies in der Ormuzdlehre der Fall ist; nein, er fällt wie die Brahmalehre in zahllose Secten auseinander, wo von der Grund oben schon erläutert worden ist.

Sehen wir nun noch einmal auf das Urvolk zurück, so entdecken wir unter demselben, und zwar im innigsten Verein mit seiner Religion, bereits die Keime einer höhern Kultur; bei welchen wir uns noch etwas verweilen müssen.

Dem Urvolk war die Theilung des Jahrs in zwölf Monate und die Theilung des jährlichen Laufs der Sonne in die zwölf himmlischen Zeichen bekannt; welche bereits die zwölf Bilder, und in eben

der Folge enthielten, wie wir noch jetzt sie haben. Diese Thatsache erweist sich vollständig daraus: daß alle alten Völker Asiens, Chinesen, Hindu, Perser, Babylonier u. s. w. so wie auch die Ägypter, diese zwölf Bilder und zwar in derselben Ordnung hatten. Unstreitig hatten diese Bilder ursprünglich einen tiefen symbolisch-religiösen Sinn. Sie bezeichneten für die Zeit auf welche sie fielen eine bestimmte Wohlthat der Gottheit, welche man gewiß erwarten durfte, was auch immer die Naturfeinde dagegen unternehmen mochten. So bezeichnet der Eimer mit überfließendem Wasser eine bestimmte Regenzeit; die Kornähre eine bestimmte Erndtezeit, und so jedes Bild ein Ergebniß, und das Ganze war eine bildliche Darstellung der Ordnung Gottes im Laufe des Jahrs, welche die Menschen bildlich an das erinnerte was sie eben zu thun, und was sie zu hoffen hatten. Die Erfindung und Ausbildung dieses ältesten Kalenders scheint in die Zeit zu fallen wo durch die Umbildung der Erde die frühern Jahrszeiten verschwunden waren, und nach den grossen Schwankungen die neuen nach und nach anfingen sich zu befestigen; die zagenden Gemüther aber immer aufs neue Unterbrechungen fürchteten. Daher wird in dem Zendsystem der Thierkreis als eine unmittelbare Einrichtung Gottes bei der Schöpfung dargestellt, welche gegen die Wirkung der Naturfeinde gerichtet ist. Bei den übrigen Völkern setzt selbst die Mythe

die Einführung des Thierkreises schon voraus, und sein Alter entzieht sich jeder geschichtlichen Nachforschung, und sein Ursprung kann nur bei dem Urvolke selbst angenommen werden.

Durch diese Annahme lösen sich zugleich mehrere Räthsel des Thierkreises, welche uns sonst unauflöslich sind. Daß die Bilder des Thierkreises auf bestimmte örtliche, klimatische Verhältnisse Beziehung haben, kann unmöglich bezweifelt werden, weil dieser Sinn sich in den meisten selbst aufdringt. Nun ist uns aber keine Gegend Asiens bekannt, wo sie mit den jetzigen klimatischen Verhältnissen zusammenpaßten. Daher hat zwar jedes Volk dieselben Bilder, aber jedes sucht sie auf eigene Weise, meist im Widerspruch mit allen andern zu erklären, denn die ursprüngliche natürliche Bedeutung war überall verlohren. In Ägypten passen freilich die Bilder, mit einigen Beschränkungen, so ziemlich auf die klimatischen Verhältnisse des Landes, wenn man das Zeichen des Widders auf die Herbstnachtgleiche setzt. Dies macht eigentlich keine Schwierigkeit, da der Widder überall den Anfang des Frühlings bezeichnet, und dieser in Ägypten mit der Herbstnachtgleiche beginnt; allein überwiegende Gründe lassen nicht zu anzunehmen: daß der Thierkreis in Ägypten erfunden sei; und diese Übereinstimmung kann daher blos zufällig sein. Es ist gar nicht einzusehen, wie das alte Zendvolk den Ursprung des Thier-

kreises hätte den Ormuzd selbst bei der Schöpfung zuschreiben, und denselben in seine ursprüngliche Religionslehre innig verweben können, wenn er als ägyptische Erfindung ihm mitgetheilt worden. Bei der oben angeführten Ansicht über Zeit, Ort und Bildung des Thierkreises, lösen alle diese Schwierigkeiten sich auf. Man sieht wie jedes Urvolk ihn als Theilung des jährlichen Sonnenlaufs und Bild des tropischen Jahrs auf seiner Wanderung mit sich nahm, ihn als heilig erhielt, wenn seine Bilder auch auf das Jahr nicht mehr paßten, denn die klimatischen Verhältniße des Urlandes selbst, durch welche er entstand, waren nicht bleibend, sondern änderten sich nach und nach bei der endlichen Ruhe der Erde.

Eine zweite Erfindung, wenn auch nur in ihrer ersten, unvollkommensten Gestalt, setzt uns in Erstaunen, muß aber allen Überlieferungen zu Folge, zugestanden werden; die Erfindung der Buchstabenschrift. Die Mythen und Sagen der Hindu, machen diese Erfindung so alt als das Menschengeschlecht, und das Entstehen ihrer heiligen Sagen und das Aufschreiben derselben ist eins. Auch abgesehen von allen mythischen Überlieferungen, beweisen eine Menge wirklich geschichtlicher Züge, und nicht weniger uralte Denkmale das außerordentlich hohen Alter der Schreibekunst unter den Hindu. Unter dem Zendvolk wurde erst durch Zoroaster das Lichtgesetz Ormuzd schriftlich verfaßt; bis da-

hin war es bloß durch mündliche Überlieferung erhalten: aber nicht die geringste Spur wird dabei sichtbar, als ob die Schreibekunst dabei erst eingeführt oder zu Überlieferungen angewendet werde; im Gegentheil wird sie als allgemein bekannt und im Gebrauch vorausgesetzt. Auch scheinen die ältern Lieder und Bruchstücke im Anfange des Vendidad einen ältern Gebrauch der Schreibekunst vorauszusetzen.

Dieselbe, gewaltsame Aufregung des menschlichen Geistes, hervorgebracht durch das größte Ereigniß in der Natur, was Menschen erleben können; die Weckung seiner tiefsten, bis dahin schlummernden Kräfte, wodurch seine Religion sich so wunderähnlich erhob; konnte auch in dem Bestreben zu erhalten und zu überliefern was man erkannte und lehrte, zu dieser großen Erfindung führen. Daß sie von einem Stamme, vielleicht von einem Lehrer, oder doch von einer Priesterschaft ausging, scheint die Übereinstimmung zu beweisen, welche man zwischen den ältesten Schriftzeichen der verschiedensten Völker wahrnimmt, obgleich sie in Beziehung auf die Sprachen in und mit welchen sie ausgebildet wurden, die größte Verschiedenheit zeigen. Die Anzahl und Verschiedenheit der Schriftzeichen richtet sich nach der größern logischen und grammatischen Ausbildung der Sprachen; aber so wie diese selbst auf einen gemeinschaftlichen Urstamm zurückweisen,

so lassen die Züge einer gemeinschaftlichen Abstammung sich auch in den Schriftzeichen nachweisen.

So wie in den Dialecten, in welchen die Sprachen sich mehrsilbig ausbildeten, die Buchstabenschrift sich entwickelte, so unter den Stämmen wo die Sprache einsilbig blieb, die Wort, oder Begriffszeichen, wie in China. Der Gedanke: die Sprache durch Zeichen mitzutheilen, war vielleicht dem ganzen Urvolk gemeinschaftlich; die Art der Mittheilung, entfaltete sich aus der Natur des Sprachen. Denn nur Wörter wollte man anfangs bezeichnen, gewiß nicht Begriffe, weil es zu verlässig noch niemanden einfiel, das Wort, als Zeichen, von dem Begriff, als Bezeichneten zu unterscheiden. Nun ließ das einsilbige Wort, sich vollständig durch ein Zeichen darstellen; nicht so das mehrsilbige Wort; hier traten aus der Natur der zusammengesetzten Silben Schwierigkeiten in der Bezeichnung hervor, und in der Zergliederung dieser Schwierigkeiten, konnte und mußte sich die größte der Erfindungen entwickeln. Eine auffallende Erscheinung biethet dabei das alte Volk der Ägypter dar, weil es von jeher sowohl Buchstabenschrift als Zeichenschrift (Hieroglyphen) gehabt zu haben scheint. Den Grund der Erscheinung lernen wir aus seiner Sprache, die zwar an sich mehrsilbig ist; aber im Geist und Bau, durch die Inflexibilität der Hauptworte und Verben sich auffallend den

einsilbigen Sprachen nähert kennen. Genau genommen, scheint die Ausbildung der Sprachen selbst, als einsilbige und mehrsilbige, mit der Ausbildung der Schrift, in Hieroglyphen oder Buchstaben, tiefer und inniger mit einander im Zusammenhange zu stehn, als man bisher angenommen; und eine scheint ohne die andre sich gar nicht haben ausbilden zu können. Ohne Buchstabenschrift wäre zuverlässig keine mehrsilbige Sprache geworden was sie ist; ihre höchste Ausbildung kann die Sprache nur durch das Schreiben derselben empfangen; und jedes Zurücksinken der Sprachen hat seinen Grund in der Vernachläßigung oder gar im gänzlichen Vergeßen des Schreibens. Die Kunst zu schreiben sei es mit Zeichen für einsilbige Worte, oder mit Zeichen für einzelne Laute in zusammengesetzten Worten, muß daher so alt angenommen werden, wie die Ausbildung der Sprachen selbst, welche nur durch jene Kunst fortschritt. Die Gründe, welche die Geschichte dieser Behauptung entgegen zu setzen scheint, sind uns keineswegs unbekannt, doch muß ihre nähere Beleuchtung einer andern Gelegenheit vorbehalten bleiben.

Sehen wir nun auf alle hier aufgestellten Züge der Urgeschichte unseres Geschlechts zurück, so wird das Gemüth wunderbar und mannichfach ergriffen. Ohne jenes furchtbare, jedoch von ewigen Naturgesetzen abhangende Ereigniß, der Annäherung und

Wechselwirkung zweier Weltkörper, befänden die Menschen sich vielleicht noch in dem behaglichen, sinnlichen Schlummer befangen, in welchem noch jetzt so viele Völkerschaften, unter dem Namen der Wilden, ihr ganzes Leben verträumen. Durch jenes große Ereigniß wurde der menschliche Geist gewaltsam aus dem Schlummer gerissen, und seine Kräfte wurden in Thätigkeit gesetzt. Erwacht und um sich schauend, wurd' er durch die Folgen jener großen Naturscene von selbst auf den Weg geleitet, auf dem er sich zu wahrer Religion erhob, und die Wissenschaft sich eigen machte. Nennt jenes große Naturereigniß nun wie ihr wollt — es war ein Wort Gottes an die Menschen, das tief in ihre Gemüther sich senkte und fortblüh'n wird, so lange unser Geschlecht die Erde bewohnt.

Zwar leitete der Eindruck jener großen Scene und die bleibende Furcht irre, und die ergriffne Wissenschaft schlug falsche Wege ein; aber auch das nicht ohne Zweck. Man beobachtete die Weltkörper so genau wie möglich, zeichnete auf was man beobachtete und verglich, und fand durch die regelmäßige Wiederkehr gewisser Erscheinungen bald größere und kleinere Zeiträume, an welche sich die Berechnung knüpfte. Dies mußte anfangs die Furcht vermehren. So wie nach bestimmten Zeiten Sonnen- und Mondfinsterniße wiederkehrten, so konnte auch jene große Begebenheit wiederkehren, deren Anden-

ken sich lange erhalten mußte. Man hatte einmal den gewaltigen Einfluß eines Weltkörpers auf das Schicksal der Erde und der Menschen erfahren, und suchte das künftige Schicksal derselben nun in den Sternen zu lesen. So gründete sich die falsche Wissenschaft der Astrologie auf die frühere Furcht, und blieb als Folge derselben, da jene Ursach längst verschwunden war. Doch reifte in ihr ein köstlicher Kern, der ohne diese Schaale vielleicht kein Gedeihen gefunden hätte — die Astronomie.

Wenn der fremde Weltkörper diese Folgen für die Erde und ihre Bewohner zurückließ, wer wird zu bestimmen wagen, welche Folgen die Erde ihm zum Dank zurückgab? In dem Conflict der Massen mußte die Wechselwirkung gleich sein; sonst riß er die Erde mit sich fort, oder sie hielt ihn zurück. Auf der Erde ging die physische Wirkung in eine moralische über; sollte auf dem Kometen nichts Ähnliches haben statt finden können?

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rhode, Johann Gottlieb,

Ueber den Anfang unserer Geschichte und die letzte Revolution der Erde, als wahrscheinliche Wirkung eines Kometen

Breslau 1819

Phys.sp. 563 n
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10134627-7